

KARL KAUTSKY
ERINNERUNGEN UND ERÖRTERUNGEN

QUELLEN UND UNTERSUCHUNGEN ZUR
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN
UND ÖSTERREICHISCHEN ARBEITERBEWEGUNG

HERAUSGEGEBEN VOM

INTERNATIONAAL INSTITUUT VOOR
SOCIALE GESCHIEDENIS, AMSTERDAM

DIREKTOR: PROF. DR. A. J. C. RÜTER

III

MOUTON & CO - 1960 - 'S-GRAVENHAGE



Karl Kautsky
Wien 1882

ERINNERUNGEN
UND
ERÖRTERUNGEN

VON
KARL KAUTSKY

HERAUSGEGEBEN VON
DR. BENEDIKT KAUTSKY

MOUTON & CO - 1960 - 'S-GRAVENHAGE

© COPYRIGHT RESERVED

PRINTED IN THE NETHERLANDS BY MOUTON & CO, PRINTERS, THE HAGUE

INHALT

Vorwort des Herausgebers	5
ERINNERUNGEN UND ERÖRTERUNGEN. Nachgelassenes Manuskript einer Selbstbiographie von Karl Kautsky, umfassend: Die Familiengeschichte, Die Jugendzeit, Den Eintritt ins politi- sche Leben, Die Gründung der „Neuen Zeit“	21
ERINNERUNGEN	543
Personenregister	573

VORWORT DES HERAUSGEBERS

In dem vorliegenden Band kann ich zwei autobiographische Arbeiten Karl Kautskys der Öffentlichkeit vorlegen. Obwohl beide zum grössten Teil denselben Lebensabschnitt behandeln, sind sie untereinander völlig verschieden. Das ergibt sich aus der Zwecksetzung, die bei jeder der Biographien eine andere war. Die kürzere, im Anhang abgedruckte Arbeit, die Karl Kautsky einfach „Erinnerungen“ betitelte (im Inhaltsverzeichnis des Heftes, in das sie eingetragen wurde, lautet der Titel genauer „Erinnerungen aus meiner Jugend“), ist aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, ohne dass er irgendwelches Material zur Hilfe genommen hätte. Solches hätte ihm bei der Abfassung dieser Memoiren gar nicht zur Verfügung gestanden, denn sie fällt in die Zeit kurz nach der Rückkehr meiner Eltern von ihrer Reise nach Georgien, als sie 1921 in Wien Station machten und einige Monate in der Wohnung meines Bruders Karl lebten.

Die Veranlassung zu dieser Niederschrift bildete die Geburt ihres ersten Enkelkinds, der Tochter Hilde meines Bruders Karl, die am 31. Oktober 1920 das Licht der Welt erblickte. Als Karl Kautsky Anfang 1921 nach Wien kam, bedeutete ihm dieses Enkelkind eine ausserordentliche Freude, und er beschäftigte sich mit ihm ebenso liebevoll und eingehend wie mit jedem seiner Kinder und seiner späteren Enkel. Da er sich als Grossvater schon verhältnismässig alt vorkam — er stand damals im 67. Lebensjahr — befürchtete er, dass seine Enkel von ihm kein deutliches persönliches Bild bekommen könnten. Infolgedessen entschloss er sich, zumindest seine Jugenderlebnisse niederzuschreiben, zwanglos, ohne literarische Ansprüche und vor allem nur für familiäre Zwecke bestimmt.

Ganz anders sind die „Erinnerungen und Erörterungen“ aufgebaut, die den Hauptteil dieses Bandes ausmachen und ihm ihren Titel gegeben haben. Karl Kautsky hat sie in seinen letzten Lebensjahren in Angriff genommen; — ein Vermerk am Anfang weist darauf hin, dass sie am 27.9.1936 begonnen wurden — und er hat zu ihrer Abfassung das sehr umfangreiche Material verwendet, das er über seine

eigene Jugend und über die Geschichte seiner Familie besass – Material, das sich, soweit ich es überprüfen konnte, vollständig erhalten hat und sich jetzt im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam befindet. Mit dieser Arbeit, deren Umfang beträchtlich grösser werden sollte, verfolgte er vor allem den Zweck, seinen Werdegang zu schildern und darzulegen, wie er zu seinen politischen und wissenschaftlichen Anschauungen gekommen war.

Während also die umfangreiche Autobiographie zu einer weiteren Öffentlichkeit sprechen sollte, war die zuerst abgefasste kürzere Schrift nur für die Familie bestimmt.

Wahrscheinlich glaubte Karl Kautsky, sich für familiäre Zwecke mit einer Darstellung seiner Jugend begnügen zu können. Das Manuskript bricht im Jahre 1870 ab, umfasst also nur die Anfänge seiner Hinwendung zum Sozialismus und zur Politik überhaupt. Sie endet an einem entscheidenden Punkt, nämlich mit dem Hinweis auf den Einfluss der Pariser Commune auf seine geistige Entwicklung.

Warum Karl Kautsky die Arbeit nicht weiter führte, ist nirgends zu ersehen. Ich vermute, dass es zum Teil äussere Gründe waren, die ihn daran verhinderten. Er konnte sich im Jahre 1921 nicht dazu entschliessen, ständig in Wien zu bleiben, sondern kehrte noch einmal nach Berlin zurück. Er hoffte immer noch, innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, deren Einheit er herbeisehnte und nach Kräften herbeizuführen trachtete, als Herausgeber einer neuen theoretischen Zeitschrift, einer Nachfolgerin der „Neuen Zeit“, wirken zu können. Erst als nach der vollzogenen Einigung von der neuen geeinten Partei an die Herausgabe einer solchen Zeitschrift geschritten, aber nicht er, sondern Rudolf Hilferding mit ihrer Redaktion betraut wurde, entschloss er sich endgültig zur Übersiedlung nach Wien, wo damals seine drei Söhne lebten.

Aber ich glaube, dass es nicht nur diese Gründe waren, die ihn von der Weiterführung der Arbeit abhielten. Seine Rückkehr nach Berlin führte ihn mitten hinein in das politische Getriebe, das ihn wie stets gefangen nahm und ihm immer wichtiger war als die Beschäftigung mit seiner eigenen Person. Auch kam er in Berlin wieder in die gewohnte Umgebung, vor allem zu seinen geliebten Büchern und sonstigen Manuskripten, so dass er in seine alte Arbeitsweise zurückfiel. Wir müssen daher dieses Manuskript als die Frucht der kurzen Mussezeit ansehen, die er in Wien genoss; sie blieb das Produkt einer lebenswürdigen Laune und hat ihren Zweck, der Familie Aufschluss über die Jugend ihres Oberhauptes zu bringen, schon zu seinen Lebzeiten erfüllt.

Die Umwelt, in der die grössere Selbstbiographie entstand, hatte nichts mehr von der Idylle an sich, die den Rahmen der ersten Arbeit

bildete. Wohl verfügte er im Jahre 1936 wieder wie 1921 über eine gewisse Musse, aber sie war im Gegensatz zu der früheren Zeit unfreiwilliger Natur, weil er in den Jahren nach 1934 infolge der Zustände in Österreich keine Möglichkeit mehr sah, die gewohnte öffentliche Tätigkeit zu entfalten. So wenig sein Interesse für die politischen Vorgänge in der Welt jemals zu seinen Lebzeiten nachliess, so wenig Gelegenheit boten sie ihm nunmehr, handelnd in sie einzugreifen. Die beiden Parteien, in deren Rahmen er sein ganzes Leben gewirkt hatte, die deutsche und die österreichische Sozialdemokratie, waren zerschlagen, und ihre im Exil wirkenden Leitungen waren für ihn nicht nur schwer erreichbar, sondern auch in der Politik, die sie verfolgten, durchaus nicht auf der gleichen Linie wie er. Wohl erhob er in Artikeln und Broschüren seine warnende Stimme gegen die Überschätzung der Gewalt, aber er musste erkennen, dass er im Augenblick keine Erfolge seiner Arbeiten und Ansichten zu erwarten hatte. Er hat niemals daran gezweifelt, dass sich sein Standpunkt schliesslich durchsetzen werde, denn bei aller Bescheidenheit war er viel zu sehr von der Richtigkeit seiner Anschauungen durchdrungen, als dass er sich in geistigen Fragen jemals einer Autorität gebeugt hätte, die ihn nicht zu überzeugen verstand.

Dafür gibt es keinen besseren Beweis, als den Briefwechsel mit einem ihm wie dem ganzen Hause Kautsky zeitweilig sehr nahestehenden jüngeren russischen Sozialisten, Gregor Bienstock, der 1955 in New York verstorben ist und dessen Witwe mir freundlicherweise die nachgelassenen Briefe übermittelt hat. Bienstock schrieb am 30.12.1933 aus Prag an Karl Kautsky:

Ich habe Ihre letzte Abhandlung schon längst gelesen und wollte schon die ganze Zeit an Sie schreiben, aber es hat mich etwas davon abgehalten. Manchmal ist es so, dass, wenn man zu viel zu sagen hat, gar nichts herauskommt. Ich will nun versuchen, allerdings nicht „Stellung zu nehmen“ – Gott behüte mich davor! – sondern einige Gedanken zu äussern, die ich bei der Lektüre Ihrer Schrift gehabt habe. Um es vorwegzunehmen: ich glaube nicht, dass wir zu einer Ansicht kommen können, dass irgendwelche Missverständnisse wegzuräumen sind, damit eine solche gemeinsame Anschauung entsteht. Ich glaube sogar, dass es höchst verhängnisvoll wäre, wenn wir zur Übereinstimmung gelangen könnten. Zuerst müssen die Standpunkte in ihrer absoluten Reinheit, ja fast möchte ich sagen, mit vollkommener Brutalität herausgearbeitet werden, erst dann wird vielleicht die Zeit kommen – wir werden sie beide nicht erleben – wo diese Standpunkte einander angenähert werden können. Ich weiss nicht, ob Sie recht haben, das interessiert mich auch relativ wenig, ich weiss aber bestimmt, dass Ihre Ansichten nicht in unsere Zeit hineinpassen, dass sie keinen Nutzen heute bringen können.

Am 15.1.1934 antwortete ihm Kautsky:

Aber freilich, Sie behaupten ja nicht, dass ich unrecht habe, sondern dass meine Ansichten nicht in unsere Zeit hineinpassen. Was ist „unsere Zeit“? Das letzte Jahr oder die letzten hundert Jahre? Und gewiss passt der Nüchternheit nicht in die Gesellschaft Betrunkener. Indes, wenn diesen ihre sinnlose Wut die Kraft gibt, in dem Hause, das sie bewohnen, alles zu zertrümmern, sind diese „Erfolge“ für mich kein Grund, meine Methoden den ihrigen anzupassen.

Meine Zeit wird wieder kommen, davon bin ich fest überzeugt. Zu denen zu sprechen, die gleich mir denken, halte ich für meine wichtigste Pflicht. Sollte aber Ihnen ein grösserer propagandistischer Erfolg beschieden sein als mir, dann kann ich im Interesse des arbeitenden Volkes nur wünschen, dass Sie damit alle die praktischen Erfolge erzielen, die Sie erhoffen.

Aber obwohl Karl Kautsky von der Unwiderlegbarkeit seiner Anschauungen überzeugt war, war er nicht gesonnen, den besten Teil seiner Arbeitskraft, die er allmählich schwinden fühlte, für die Niederschrift von Artikeln zu verwenden, deren augenblickliche Wirkungslosigkeit ihm nicht verborgen blieb. Wohl arbeitete er den grössten Teil der Jahre nach 1934 an seinem Werk über den Krieg, aber nach der Vollendung des Bandes „Sozialisten und Krieg“¹ fühlte er, dass er den ursprünglichen umfassenden Plan dieses Werkes nicht mehr werde ausführen können. Er konnte auch nicht voraussehen, in welche Situation es im Falle seiner Fertigstellung kommen werde, so dass er daran zweifelte, ob es die erhoffte Wirkung üben würde. Vor allem aber war es die Rücksicht auf seine schwindende Gesundheit, die ihn dazu bewog, von neuem an die Arbeit an seinen Memoiren zu gehen.

Diesmal freilich begann er sie von vornherein in einer völlig anderen Form und in grösserem Umfang als im Jahre 1921. Er wollte ein wohldokumentiertes Bild seines Lebens, seiner persönlichen Entwicklung und der Umgebung, in der er aufgewachsen war, entwerfen. Material für diese Aufgabe stand ihm in reichem Masse zur Verfügung, denn das Familienarchiv ist von erstaunlicher Reichhaltigkeit. Es zeigt sich, dass die Leichtigkeit des Schreibens, die Karl Kautsky in seinem ganzen Leben bewies, ein Erbgut ist, das er von seiner Mutter und deren Vater übernommen hat.

Aber ebenso erstaunlich wie die Schreibseligkeit dieser Familie ist ihr Bestreben, deren Produkte zu bewahren. Das Familienarchiv, das Karl Kautsky von seiner Mutter übernahm und durch viele Jahrzehnte getreulich aufhob, enthält eine Fülle von Familienbriefen, Gedichten, Tagebüchern, Entwürfen zu Romanen und Artikeln, Niederschriften sonstiger Art, die bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts

¹ Erschienen 1937 in Prag; das Vorwort ist datiert „Wien, Juni 1937“.

zurückreichen. Jeder Forscher, der in Hinkunft eine Biographie Karl Kautskys zu schreiben unternimmt, wird es mit grossem Gewinn benützen können.

Für Karl Kautsky war die Beschäftigung mit seiner eigenen Frühgeschichte und mit der Geschichte seiner Familie eine lebhaftere Freude. Ich entsinne mich noch deutlich, wie er in den Jahren 1936 bis 1938 immer wieder mit dem einen oder anderen Stück aus seinem Archiv kam, das er aufgestöbert hatte, um es uns vorzulesen. Besonders lebhaft ist meine Erinnerung an die Briefe, die er von seinem ersten Aufenthalt in Blovic im Jahre 1868 (Teil 1, Kapitel 17) an seine Eltern schrieb und in denen er seinen starken Bierkonsum schilderte; fast jeder Absatz dieser Briefe schliesst etwa mit den Worten: „Und dann tranken wir Bier.“ Er empfand ersichtlich die Erinnerung an seine Jugend als ein Glück in einer düsteren Gegenwart und als einen Beweis dafür, dass diese Gegenwart nicht ewig dauern, sondern wieder besseren Zuständen Platz machen werde.

Die Memoiren befassen sich im wesentlichen mit drei Problemkreisen. Der erste, der in der sehr breit angelegten Einleitung geschildert wird, ist die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit auf dem Hintergrund der Familiengeschichte; besondere Aufmerksamkeit widmet Karl Kautsky vor allem der Schilderung der Zustände in den von ihm besuchten Schulen. Diese Darstellung ist mit der Schilderung der Theaterzustände in den Jahrzehnten verwoben, in denen er vom Jüngling zum Mann heranreifte. Schliesslich geht er zur Darlegung der Frühgeschichte der österreichischen Sozialdemokratie über, in der er nach der Schilderung Ludwig Brügels in seiner „Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie“ zeitweise eine führende Rolle spielte, der die Polizei gebührende Aufmerksamkeit zuwendete.

Im allgemeinen sind die Darlegungen so klar, dass ich glaube, auf Kommentare und Fussnoten verzichten zu können. Ich war bestrebt, nur Karl Kautsky selbst zu Wort zu lassen, ohne die Stellungnahme des Lesers irgendwie zu beeinflussen. Die Anforderungen, die an seine Kenntnisse gestellt werden, gehen über eine allgemeine Kenntnis der geschichtlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts und der Arbeiterbewegung dieser Zeit nicht hinaus.

Wohl werden zahlreiche Persönlichkeiten erwähnt, deren Namen und Lebensumstände der Gegenwart nicht allzu geläufig sind. Ich habe mich deshalb bemüht, das Personenregister so ausführlich wie möglich zu gestalten, damit wenigstens die wichtigsten Daten über die Persönlichkeiten, die auf die Entwicklung Karl Kautskys in der einen oder anderen Weise einen Einfluss ausübten, wiedergegeben werden.

Allerdings versagte mein Bemühen in vielen Fällen, namentlich bei

den zahlreichen Repräsentanten des Theaterlebens. Gilt das schon von dem Mimen, dem nach dem von Karl Kautsky zitierten Schillerwort die Nachwelt keine Kränze flicht, so trifft das in verdoppelten Mass auf das Theatervolk zu, das dem Schauspieler das Auftreten auf der Bühne ermöglicht, den Regisseuren und Direktoren, den Theatermalern und, nicht zu vergessen, den Theateragenten. Trotz eifrigen Bemühens ist es mir nicht gelungen, auch nur die Geburtsdaten mancher dieser Personen festzustellen, namentlich dann, wenn es sich um Theater in der österreichischen Provinz handelt. Dabei macht sich naturgemäss die Unterbindung des normalen Verkehrs mit der Tschechoslowakei unangenehm fühlbar, denn wenn auch in den Wiener Bibliotheken über Prag manches zu finden ist, so gilt das schon nicht mehr für Brünn oder Olmütz. Wie sehr unterscheidet sich die Gegenwart auf dem Gebiet der nationalen Verständigung von der Jugendzeit Karl Kautskys, in der sich der Verkehr zwischen Deutschen und Tschechen viel ungezwungener vollzog. Manche der von ihm erwähnten Prager Schauspieler wirkten gleichzeitig auf der deutschen und der tschechischen Bühne und etwa der ältere der Gebrüder Kolar, von denen in den Memoiren die Rede ist, sah seine Lebensaufgabe darin, die beiden Kulturen einander näher zu bringen.

Bieten die „Erinnerungen und Erörterungen“ schon auf dem Gebiet des Theaterwesens dem Erforscher des kulturellen Lebens Österreichs zwischen 1850 und 1870 mancherlei Material, so gilt das auch für die Beschreibung der Schulzustände, denen ein ziemlich breiter Raum gewidmet wird.

Karl Kautsky hat den Unterschied zwischen dem Stift Melk und dem Akademischen Gymnasium in Wien persönlich als wohlthätig empfunden, ohne viel darüber nachzudenken, ob sich nicht gerade in dieser Zeit auch ein Umschwung im Schulwesen durchgesetzt hat. Das Melker Stiftsgymnasium wurde ersichtlich noch ganz im alten Geist geführt. Nach einer mir freundlicherweise von Herrn Dr. P. E. Kummer aus dem Stift Melk zugesendeten Auskunft geht die Verschlechterung der Lernerfolge aus den Zeugnissen mit Deutlichkeit hervor.¹

¹ Die wichtigsten Punkte der Zeugnisse der vier Semester, die Karl Kautsky in Melk verbrachte, sind aus der folgenden Zusammenstellung zu ersehen:

	1865		1866	
	1. Sem.	2. Sem.	1. Sem.	2. Sem.
Sittliches Betragen	sehr lobenswert	sehr lobenswert	sehr lobenswert	sehr lobenswert
Aufmerksamkeit	rege	rege	wenig teilnehmend	ziemlich teilnehmend
Fleiss	sehr lobenswert	sehr lobenswert	genügend	befriedigend
Religionslehre	recht gut	gut	recht gut	befriedigend

Das gerade entgegengesetzte Bild bieten die Zeugnisse des Akademischen Gymnasiums Wien, aus denen mir der heutige Direktor dieser Anstalt, Dr. Ernst Mayer, freundlicherweise einen Auszug anfertigen liess. Aus ihm, den wir untenstehend veröffentlichen, geht hervor, dass Karl Kautsky, der die fünfte Klasse wiederholen musste, von da ab eine stetige Verbesserung in allen Fächern aufwies, und während er sich nach der Rangordnung in den ersten Jahren etwa in der Mitte der Klasse hielt, rückte er später weiter vor; die Zahlen lassen erkennen, wie scharf die Auslese unter den Schülern war, denn während die fünfte Klasse im Jahre 1869/70 noch 66 Schüler zählte, gab es in der achten Klasse im Jahre 1873/74 deren nur noch 25.¹

Lateinische Sprache	vorzüglich	sehr gut	recht gute Kenntnis der Grammatik, befriedigende Anwendung	lobenswert
Deutsche Sprache	vorzüglich	vorzüglich	gut im Mündlichen, schriftlich sehr gut	recht gut
Geographie u. Geschichte	sehr gut	sehr gut	recht gut	recht gut
Mathematik	recht gut	sehr gut	sehr gut	genügend
Naturwissenschaften	vorzüglich	sehr gut	befriedigend	hinreichend
Französische Sprache	lobenswert	hinreichend gut	lobenswert gut	genügend ganz gut
Zeichnen	genügend	gut	—	—
Böhmische Sprache	gut	genügend anständig	—	—
Äussere Form	anständig	anständig	wenig sorgfältig	wenig sorgfältig
Versäumte Lehrstunden	20	—	—	76
Lokationsnummer	Vorzug, der 4.	Vorzug, der 7.	1. (Klassifikationsklasse) Nro 9	1. (Klassifikationsklasse) Nro 11

Über die Persönlichkeiten der in der Autobiographie erwähnten Lehrer sagt die Auskunft Dr. Kummers, dass Pater Vinzenz ein guter Naturwissenschaftler gewesen sei, der sich namentlich um die Sammlungen des Melker Stifts und um die Erforschung der Flora und Fauna der Umgebung verdient gemacht habe; er sei als milder Lehrer bekannt gewesen. Das Gegenteil berichtet er vom Pater Placidus, dessen Strenge überliefert worden ist. Zu den Lehrgegenständen ist noch zu bemerken, dass Französisch, Böhmisches und Zeichnen Freigegegenstände waren.

1		G+										
		B	F	R	L	G	D	Gg	M	Nat.	Phil.	Lok.
1868/69	4. Klasse	3	3	4	5	5	4	5	4	4	—	24/45
1869/70	5. Klasse	3	4	3	5	5	5	5	6	5	—	29/66
1870/71	5. Klasse	3	3	2	5	5	4	4	5	4	—	22/52
1871/72	6. Klasse	2	3	2	5	5	4	4	5	5	—	28/37
1872/73	7. Klasse	2	2	2	4	5	4	3	5	5	4	14/29
1873/74	8. Klasse	2	2	2	4	4	4	3	5	4	3	13/25

Die Daten, die mir Dr. Mayer über die erwähnten Lehrer zur Verfügung gestellt hat, bieten ein ganz anderes Bild als die des Stiftsgymnasiums Melk. Es ist auffallend, dass die meisten von ihnen im Jahre 1868, also gerade in der Zeit, da Karl Kautsky in die höheren Klassen dieses Gymnasiums kam, an dieses versetzt wurden, und zwar fast alle in einem Alter von ungefähr 30 Jahren. Es war eine ganz junge Generation, die hier nachrückte, und das zeitliche Zusammenfallen mit dem grossen Umschwung im österreichischen Schulwesen, der sich um die gleiche Zeit vollzog, ist sicherlich kein Zufall. Das österreichische Reichsvolksschulgesetz stammt aus dem Jahre 1867 und ist ein Zeichen dafür, in welchem Geist Österreich nach den Niederlagen von 1859 und 1866 seine Schulen zu reformieren trachtete. So kurzlebig diese liberale Ära auch sein mochte, so engstirnig sich die herrschenden Liberalen dieser Zeit der sozialen Frage und der sich regenden Arbeiterbewegung gegenüber erweisen mochten – auf dem Gebiet der Kulturpolitik hat sich ihr Einfluss doch stark bemerkbar gemacht, und zwar gerade in der Zeit, in der Karl Kautsky die letzten Jahre des Gymnasiums durchmachte. Wenn er den wohlthätigen Unterschied zwischen dem Akademischen Gymnasium in Wien und dem Stiftsgymnasium in Melk so stark empfand, so lag das nicht nur an seiner persönlichen Einstellung, sondern auch an den objektiven Umständen, die sich gerade in den für seine geistige Entwicklung so bedeutsamen Jahren wesentlich veränderten.

Seine Schilderung der jungen österreichischen Arbeiterbewegung ist ungemein plastisch und ergänzt die archivmässige Darstellung Brügels aufs beste. Wenn die „Erinnerungen und Erörterungen“ auch keine wesentlichen Tatsachen ans Licht fördern, so sind sie als Stimmungsbild und als Material zur Beurteilung einzelner Persönlichkeiten sehr wertvoll. Vor allem scheint mir dies für die Darstellung der Persönlichkeit und der Rolle Kaler-Reinthals zu gelten, in der Karl Kautsky von Brügel nicht unerheblich abweicht. Aber auch eine Reihe anderer Persönlichkeiten aus der Frühgeschichte der österreichischen Arbeiterbewegung wird sehr lebendig geschildert; leider ist es mir nur bei wenigen gelungen, ihre Lebensumstände genauer festzustellen. Die meisten von ihnen legten keinen Wert darauf, in den Vordergrund zu treten, so dass häufig nur ihre Geburtsdaten aus den

Notenskala:

Betragen: musterhaft, lobenswert, entsprechend, minderentsprechend.
 Fleiss: ausdauernd, befriedigend, hinreichend, ungleichmässig, gering.
 Fortgangsnoten: ausgezeichnet, vorzüglich, lobenswert, befriedigend, genügend, nicht genügend.

B = Betragen; F = Fleiss; R = Religion; L = Latein; G = Griechisch; D = Deutsch; G+Gg. = Geschichte Geographie; M = Mathematik; Nat. = Naturgeschichte; Phil. = Philosophie; Lok. = Lokation d.h. Platz unter den Schülern, z.B. in der 4. Klasse der 24. von 45 Schülern.

Anklageschriften in verschiedenen Prozessen festzustellen waren.

Die Darstellung des geistigen Werdegangs Karl Kautskys legt die Vermutung nahe, dass es ihm darauf ankam, die vielfältigen Wurzeln seiner Entwicklung möglichst genau darzustellen. Sie bietet insofern fast ein Gegenstück zu dem zeitlich vorangehenden Werk „Aus der Frühzeit des Marxismus“,¹ in dem er seine Hinwendung zum Marxismus schildert. Unzweifelhaft hat ihn seine Arbeit an den Briefen von Friedrich Engels überhaupt dazu angeregt, sich mit seiner eigenen Vergangenheit stärker zu beschäftigen. Aber wollte er in der „Frühzeit“ das darlegen, was ihn mit dem Marxismus verband, so sucht er in dem vorliegenden Werk die Vorgeschichte dieser Entwicklung zu erzählen.

Es mag sein, dass es ihn besonders reizte, der Welt mitzuteilen, welche vielfältigen Anregungen er, der früher einmal spöttisch als der „Papst des Marxismus“ bezeichnet worden war, empfangen hatte, bevor er überhaupt den Namen Marx, geschweige denn den Inhalt seiner Lehre, kennen lernte. Es liegt im Zuge dieser Darstellung, dass er das künstlerische Element besonders betont; mancher, der ihn in seinem späteren Leben nur als Theoretiker oder gar als trockenen Stubengelehrten anzusehen gewöhnt war, wird erstaunt sein, wenn er hört, dass der gleiche Mann jahrelang geschwankt hat, ob er Maler oder Dramatiker werden sollte, und dass er schliesslich nur durch eine Reihe glücklicher Umstände in die Laufbahn gedrängt wurde, in der er volle geistige und seelische Befriedigung fand.

Wie in der „Frühzeit des Marxismus“ hebt Karl Kautsky auch in den „Erinnerungen und Erörterungen“ die ausschlaggebende Rolle hervor, die Karl Höchberg in seinem Leben dadurch spielte, dass er Kautsky als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter engagierte und ihm jahrelang ein Leben ermöglichte, das nur dem Studium und der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet sein durfte. Durch diese Grossherzigkeit, für die ihm Karl Kautsky zeit seines Lebens dankbar blieb, hat Höchberg dem jungen Anfänger das Schicksal vieler wissenschaftlich begabter Sozialisten erspart, die gezwungen waren, sich ihr Brot mit ihrer Feder zu verdienen, und die infolgedessen niemals dazu kamen, ihr Talent durch intensives Lernen zu vertiefen. Vielleicht hat gerade dieses glücklichere Geschick, das ihm beschert war, Kautsky dazu bewogen, Kaler-Reinthal so verständnisvoll zu beurteilen, der eine Zeitlang neben ihm die bedeutendste wissenschaftlich gebildete Persönlichkeit des österreichischen Sozialismus war und der an der Härte des Lebens zerbrach.

Das Manuskript bricht bei der Schilderung der ersten Jahre seiner

¹ Erschienen 1935 in Prag.

Redakteurstätigkeit an der „Neuen Zeit“ ab. Glücklicherweise verfügen wir in der „Frühzeit“ über eine nahezu lückenlose Fortsetzung der „Erinnerungen und Erörterungen“ – zumindest bis zum Jahre 1895 – und ich bin deshalb doppelt glücklich darüber, dass es mir vergönnt war, die im Nachlass Karl Kautskys aufgefundenen Briefe an Engels gemeinsam mit dem ursprünglichen Text des Werkes neu als ersten Band der gleichen Serie herauszugeben,¹ als deren dritter nunmehr die „Erinnerungen und Erörterungen“ erscheinen. Wohl würde für eine Biographie Karl Kautskys die spätere Zeit noch genügend Stoff bieten, aber über die Entwicklung seiner Persönlichkeit wissen wir nunmehr aus dem veröffentlichten Material genügend Bescheid; bei Engels' Tod war er bereits eine international angesehene fertige Persönlichkeit, deren Rolle und Bedeutung aus ihrem Werk zu erkennen ist, so dass wir die autobiographischen Betrachtungen leichter entbehren können.

Die herausgeberische Tätigkeit konnte sich bei den beiden Arbeiten, die den Inhalt dieses Bandes bilden, auf ein Minimum beschränken. Zwischen ihnen besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied.

Die Jugenderinnerungen finden sich in einem mit braunen Kalikodeckeln versehenen linierten Schreibheft, das von beiden Seiten her angefangen worden ist. Auf der einen finden sich Auszüge aus dem Buch Paul Hoffmanns „Die deutschen Kolonien in Transkaukasien“, Berlin 1905, das Kautsky vermutlich für seine Georgienreise studierte, und Exzerpte aus dem Marx-Engels-Archiv, erster Band, Engels' „Noten zum Antidürring“. Es folgen einige Anmerkungen zu Franz Oppenheimer „System der Soziologie“, zweiter Band, „Der Staat“, 1926 und eine Seite „Material zu Erinnerungen“, deren Inhalt wir wegen seines Zusammenhangs mit der vorliegenden Schrift im folgenden abdrucken:

Bebel an mich	22/2.1885.	Liebknecht stellt sich auf Seite Schramms.
„ „ „	16/2.85.	über Schäffle.
„ „ „	18/10.84.	billigt (eine) Übersiedlung nach London.
„ „ „	13/9.84.	„ (einen) Artikel gegen Schramm.
„ „ „	16/10.85.	Kongress in Aussicht, Ede (Bernstein) erwartet s(eine) Absetzung.
„ „ „	„ „ „	B(ebel) will gegen Schippel polemisieren, wegen s(eines) Rodbertusianismus.
„ „ „	„ „ „	Schramm gegen mich bei Viereck.
„ „ „	9/12. „	B(ebel) u. Dietz gegen Schramm u. Viereck.
„ „ „	14/3.86.	Schramm gemein und rachsüchtig.

¹ Friedrich Engels' Briefwechsel mit Karl Kautsky, Wien 1955.

„	„	„	„	„	„	ich gegen Hyndman z(u) schroff.
„	„	„	„	„	„	Weltzusammenbruch d(es) Kap(italismus) nahe.
„	„	„	26/12.85.			über Bahr.
„	„	„	3/11.83.			Krieg bringt Revol(ution).
„	„	„	8/9.99.			M(eine?) Broschüre gegen Ede (Bernstein) famos.
						Zusammenarbeiten m(it) ihm unmöglich, vgl. 24/9.98. 9/9.98.
„	„	„	19/2.97.			Mehring.
„	„	„	17/3.97.			Mehring u. Liebkn(echt) über Schweitzer.
„	„	„	24/11.99.			Luxemburg will Redaktion d(es) Vorw(ärts).
Jaich			22/2.61.			war nach Krakaugasse gezogen Nr. 13339.

Mit Ausnahme der letzten Notiz, die mit Bleistift geschrieben ist, ist die ganze Seite mit Tinte geschrieben. Wann Karl Kautsky diese Notizen machte, ist nicht mehr festzustellen, doch glaube ich, aus der Art seiner Schriftzüge darauf schliessen zu dürfen, dass sie erst sehr spät niedergeschrieben wurden, vermutlich in einem seiner letzten Lebensjahre. Sie sind ein Beweis dafür, dass Kautsky das Material für seine Memoiren bereits viel weiter durchgearbeitet hatte, als er mit ihrer Niederschrift kam, denn während diese im Jahre 1883 abbricht, reichen die exzerpierten Briefe von Bebel bis Ende der neunziger Jahre. Diese Art der Auszüge hat Karl Kautsky auch sonst gebraucht, denn ich fand in seinem Nachlass ähnliche Notizen unter den Briefen Höchbergs.

Auf der anderen Seite des Heftes befinden sich drei Seiten mit Notizen über seine Reise nach Georgien, vor allem eine Schilderung der Seereise von Rom bis Konstantinopel. Sie endet mit den Worten: „Ich schliesse, um die Delphine zu beobachten, die dem Schiff folgen.“ Eine Fortsetzung ist nicht vorhanden. Sechs weitere Seiten enthalten Notizen über „Bolschewistisches“, darunter Aufzeichnungen über La Commune de Paris . . . Préface de G. Zinoviev . . . Petrograd 1920 und Lenin, Le Communisme de Gauche, Petrograd 1920; darauf folgen die Erinnerungen, die auf den durchnummerierten Seiten 10 bis 66 niedergeschrieben sind.

Das Manuskript der „Erinnerungen und Erörterungen“ existiert nicht mehr, sondern nur vier gleichlautende Abschriften, die mit der Schreibmaschine gemacht wurden. Diese wurden nach dem Tod Kautskys, der am 17. Oktober 1938 in Amsterdam starb, angefertigt, und zwar von Frau C. Hageman-van Brederode, der sie Karl Kautskys Frau, Luise, aus dem Manuskript in die Maschine diktirte. Dies geschah im Winter 1939/1940, und zwar noch vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Holland, denn zwei Exemplare der Niederschrift wurden an meine Brüder in die Vereinigten Staaten

geschickt, wo sie sich jetzt noch befinden. Das muss also vor dem Mai 1940 geschehen sein.

Frau Hageman war damals die Stenotypistin Sam de Wolffs, des alten Freundes der Familie Kautsky; nach seiner Flucht von Wien im März 1938 wohnte Karl Kautsky die ersten Monate in dessen Haus in Amsterdam. Hier sind auch die letzten Seiten des Manuskripts niedergeschrieben worden. Sam de Wolff, der selbst auf dem Gebiet des theoretischen Marxismus gearbeitet hat, war Kautsky durch jahrzehntelange Freundschaft verbunden; ebenso wie wir ihm die Rettung seiner Briefe an Engels verdanken, (siehe mein Vorwort zu „Friedrich Engels' Briefwechsel mit Karl Kautsky“), so hat er sich auch darum bemüht, die Memoiren der Nachwelt zu erhalten.

Frau Hageman schildert in einem Brief an Sam de Wolff die Vorgangsweise, die Luise Kautsky beim Diktat einhielt, wie folgt:

„Frau Kautsky sass am Tisch mit dem geschriebenen Manuskript vor sich und korrigierte oft das eine oder andere im Text, mit Beziehung auf die Noten von Kautsky, die dieser selbst am Rande des Textes gemacht hat. Wenn der Text ihrer Meinung nach in Ordnung war, diktierte sie, wobei sie oft im Zimmer auf und ab ging. Ihr Diktat übernahm ich sofort in die Maschine und es geschah nur selten, dass später noch etwas korrigiert werden musste.“

Luise Kautsky scheint die Abschrift niemals systematisch durchgesehen zu haben; wohl fanden sich in meinem Exemplar an einigen wenigen Stellen Bleistiftkorrekturen in ihrer Handschrift, aber eine ganze Reihe von Fehlern, wie sie bei einer derartigen Vorgangsweise des Kopierens unvermeidlich sind, blieb unbeachtet. Sam de Wolff vermutet überdies, dass sie das abdiktirte Manuskript vernichtet hat, wahrscheinlich in der Sorge, dass es in unbefugte Hände kommen könnte, und in der Überzeugung, dass es ausreiche, wenn die Abschriften an mehreren Orten verfügbar seien.

Frau Hageman fügt in ihrem Brief hinzu: „Was mich stets wunderte, war die Arbeitskraft und die ausserordentliche Klarheit, womit sie mir diktierte. Stets wurde in schnellem Tempo gearbeitet. Oft hatte ich den Eindruck, dass sie fürchtete, mit der Arbeit nicht mehr fertig zu werden, aber trotz alledem war ihr Benehmen ruhig and beherrscht.“

Die letzten Worte beziehen sich wohl darauf, dass sich im Winter 1939/40 die Kriegswolken bereits so drohend zusammenzogen, dass niemand wusste, was die nächste Zukunft bringen werde. Luise Kautsky war unzweifelhaft bestrebt, so rasch wie möglich mit dem Diktat fertig zu werden.

Die Abschrift ist, wie schon erwähnt, mit kleinen Fehlern durchsetzt, von denen jedoch nur wenige den Sinn zu stören vermögen.

Ich habe sie korrigiert, ohne das in jedem Einzelfall kenntlich zu machen. Dort, wo irgendein Zweifel an der Treue des Textes möglich war, habe ich den Wortlaut entweder stehen lassen und meine Korrektur in einer Anmerkung gebracht, oder umgekehrt den Text selbst korrigiert und den Wortlaut der Abschrift in die Anmerkung gesetzt. Fehlende Worte habe ich ergänzt, indem ich meine Einfügungen in eckige Klammern gesetzt habe. Meine Anmerkungen habe ich alle mit meinen Initialen gezeichnet, um sie von den wenigen Notizen Karl Kautskys zu unterscheiden. Ich habe überall die moderne Rechtschreibung und Interpunktion durchgeführt, da infolge des Verlustes des Originals nicht mehr festzustellen ist, wie Karl Kautsky sie gehandhabt hat. In einem Punkt habe ich die Abschrift für den Druck eingerichtet: Ich habe zahlreiche Absätze gemacht, um die Darstellung besser zu gliedern. Ich hielt mich dazu für berechtigt, weil ich weiss, dass Karl Kautsky eine solche Gliederung stets für unumgänglich notwendig hielt und sie wahrscheinlich in seinem Manuskript schon vorgesehen hatte; sie ist wohl beim Diktieren nicht beachtet worden.

Mit dieser Ausnahme habe ich die Abschrift in ihrer ursprünglichen Form übernommen, auch dort, wo der Autor selbst zweifellos noch Änderungen angebracht hätte. Das Manuskript weist kaum Spuren der Feile auf, die Kautsky sonst allen seinen Schriften ausgiebig angedeihen liess; es finden sich Wiederholungen sowohl einzelner Worte wie ganzer Stellen, die Satzstellung weist Eigentümlichkeiten auf – kurz, das Manuskript, das an sich die Breite eines Alterswerks erkennen lässt, das überdies in seinem Schlussabschnitt unter dem Einfluss der tödlichen Krankheit stand, zeigt in manchen Partien nicht den Glanz des Stils und die sorgfältige Durcharbeitung wie die meisten anderen Werke. Aber gerade dadurch erhält der Leser einen Einblick in die Arbeitsweise des Verfassers: zuerst den Stoff zusammenzutragen, dann einen ersten Entwurf niederzuschreiben, der später nicht nur stilistisch, sondern häufig auch in der Disposition weitgehend umgearbeitet wurde. Diese Schlussredaktion konnte Karl Kautsky bei seinen Erinnerungen nicht mehr vornehmen. Man fühlt an manchen Stellen förmlich die Ungeduld des Greises, der den Tod vor Augen hatte und bestrebt war, möglichst viel niederzuschreiben, ohne Rücksicht auf die formale Seite zu nehmen.

Lediglich im letzten Kapitel waren einige herausgeberische Schwierigkeiten zu überwinden. Die Bemerkung an seinem Beginn, dass es im März 1938 in Amsterdam niedergeschrieben worden sei, stammt zweifellos von Luise Kautsky; sie dürfte sich im übrigen in der Zeit geirrt haben, denn im März wird Karl Kautsky, der erst am 13. März von Wien abfuhr und sich unterwegs in Pressburg und Prag noch

einige Zeit aufhielt, kaum dazu gekommen sein, die Arbeit neu aufzunehmen. Sam de Wolff, den ich befragte, vermutet, dass es sich um den Monat Mai gehandelt hat.

Die Handschrift wies schon damals die Spuren der schweren Krankheit auf, der Kautsky wenige Monate später – am 17. Oktober 1938 – erliegen sollte. Sie wurde immer kleiner und zittriger und dadurch schwer lesbar, während sie früher durch ihre Klarheit ausgezeichnet war. Vermutlich hat Luise Kautsky deshalb manche Worte entweder überhaupt nicht entziffern können oder falsch gelesen, doch war es auch hier weitgehend durch Heranziehung der „Neuen Zeit“ möglich, diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Schliesslich ist es mir eine angenehme Verpflichtung, allen jenen zu danken, die mir bei meiner Herausgeberarbeit geholfen haben. An erster Stelle gebührt mein Dank dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte und seinem Direktor Prof. Dr. A. J. C. Rüter; ohne seine Initiative würde diese Arbeit nicht erscheinen können. Er hat sie überdies in allen ihren Phasen mit regem Interesse und sachverständigem Rat begleitet. Herr Werner Blumenberg, der Vorstand der deutschen Abteilung des Instituts, hat seine Aufmerksamkeit allen editorischen Fragen gewidmet; er hat sich überdies auch darum bemüht, schwer zugängliche Daten für das Personenregister zu ermitteln.

Diese Aufgabe war fast die schwierigste in der gesamten Arbeit des Herausgebers. Ich hätte sie nicht ohne die Mithilfe zahlreicher Personen und Institutionen durchführen können. In dankenswerter Weise haben sich um ihr Gelingen bemüht: Das Schweizerische Sozialarchiv in Zürich und sein Leiter Dr. E. Steinemann, die Wiener Stadtbibliothek und ihr Direktor Dr. Albert Mitringer, das Theaterwissenschaftliche Institut der Universität Wien, der Direktor des Akademischen Gymnasiums Wien Dr. Ernst Mayer, Herr Dr. P. E. Kummer vom Stiftsgymnasium Melk a.d. Donau; Angaben über einzelne Persönlichkeiten verdanke ich so vielen Freunden und Stellen, dass ich ausserstande bin, sie alle namentlich anzuführen.

Ein besonderer Dank gebührt dem alten Freund Karl Kautskys, S. de Wolff, ohne dessen tatkräftige Mitwirkung die Abschrift nicht zustande gekommen wäre, nach der die Veröffentlichung erfolgt. Er hat mir überdies wertvolle Fingerzeige über die Vorgänge bei der Herstellung dieser Abschrift und über zeitliche Zusammenhänge gegeben, die ohne sein Urteil kaum zu klären gewesen wären.

Wenn ich meine Frau unter den Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, an letzter Stelle nenne, so gewiss nicht deshalb, weil ihr Anteil an der Veröffentlichung der geringste gewesen wäre. Sie hat mich vielmehr durch die Anfertigung von Abschriften, durch das

Lesen von Korrekturen und durch mannigfache Ratschläge wirksam unterstützt; lebte sie doch in den Monaten, in denen die Abschrift entstand, in Amsterdam in der Nähe meiner Mutter, so dass sie über manche Vorgänge besser Bescheid weiss als ich.

Wien, im November 1959.

DR. BENEDIKT KAUTSKY

ERINNERUNGEN
UND
ERÖRTERUNGEN

ERINNERUNGEN UND ERÖRTERUNGEN

I. VORFAHREN UND JUGEND

1. Einleitung	25
2. Die Bedeutung des Stammbaumes	28
3. Die Grosseltern Kautsky	34
4. Der Urgrossvater Jaich	39
5. Der Grossvater Jaich	43
6. Als der Grossvater die Grossmutter nahm	51
7. Minna Jaichs Anfänge	64
8. Als der Vater die Mutter nahm	72
9. Mein Eintritt in die Welt	76
10. Mein erster Aufenthalt in Wien	79
11. Wieder in Prag	84
12. Nochmals nach Wien	102
13. Adolph Chlumsky	109
14. Melk	112
15. Der Krieg von 1866	128
16. Nochmals Chlumsky	137
17. Blovitz im Jahre 1868	152
18. Kienberger	158
19. Der Deutsch-Französische Krieg	174

II. STURM UND DRANG 1871-1875

1. Die Pariser Commune	184
2. Sozialistische Anfänge	189
a. Erzählungen 189 – b. Abhandlungen 200 – c. Internationalität 206 – d. Materialismus 209	

III. IN DER ÖSTERREICHISCHEN SOZIALDEMOKRATIE
1875-1880

1. Mein Beitritt zur Partei	223
2. Versuch der Erwerbstätigkeit	234
a. Jurist 234 – b. Maler 237 – c. Dramatiker 241 – Atlantique Pacifique 251 – e. Regisseur 264 – f. Die Erbschaft 274	
3. Parteitätigkeit in Wien	284
a. Mein letzter Roman 284 – b. Die Schicksale meines letzten Romanes 297 – c. Parteispaltung: Scheu-Oberwinder 304 – d. Meine ersten Parteifreunde 314 – e. Emil Kaler-Reinthal 323 – f. Parteisitzungen 334 – g. Vorträge 337 – h. Parteijournalistik 339 – i. Johann Most 354	
4. Theoretische Arbeiten	365
a. Meine erste theoretische Abhandlung im „Volksstaat“ 365 – b. Redaktionsunarten des „Volksstaat“ 370 – c. Meine erste Geschichtsauffassung 375 – d. Mein erstes Buch 386 – e. In der Sackgasse 395	

IV. BEI HÖCHBERG

In Zürich 1880-1881	401
a. Karl Höchbergs Anfänge 401 – b. Die Anfänge des Sozia- listengesetzes 407 – c. Meine Tätigkeit bei Höchberg 420 – d. Die deutsche Emigration in Zürich 1880 432 – e. Schweizer und Slaven 450 – f. Der Wydener Kongress 456 – g. Wie ich nach England kam 462	

V. VON LONDON BIS ZUR „NEUEN ZEIT“ 475

a. Die Fahrt nach London 475 – b. London 479 – c. Es knistert im Zürcher Gebälk 490 – d. Der Wiener Radikalismus 505 – e. Mein Projekt 514 – f. Eine missglückte Promotion 517 – g. Die Gründung der „Neuen Zeit“ 523 – h. Neue Freund- schaften 526	
--	--

VI. „DIE NEUE ZEIT“ ALS MONATSSCHRIFT

Die Anfänge der Redaktion	532
-------------------------------------	-----

Begonnen 29/9/1936.

I

VORFAHREN UND JUGEND

1. EINLEITUNG

Schon seit Jahren werde ich gedrängt, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen, die so vieles enthalten, das der heutigen Generation fremd und doch für das Verständnis des demokratischen Sozialismus höchst wichtig ist, der auf den Gedankengängen von Marx und Engels beruht. Doch Gegenwart und Zukunft beschäftigten mich mehr als die von mir erlebte Vergangenheit, ich kam nie dazu, meine Erinnerungen ausführlicher und wohl dokumentiert darzulegen.

Nun, die Gegenwart ist augenblicklich so intensiv von schweren Kämpfen erfüllt wie nur je und mein Interesse dafür nicht gemindert. Doch die Bedingungen, unter denen ich lebe, gestatten mir weder, den Gang und die Ursache dieser Kämpfe genau zu verfolgen, noch in sie mit meiner Feder einzugreifen. Nachdem ich mein Buch über die Stellung der Sozialisten zum Krieg beendet, bleibt mir nur zu viel Zeit, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Allerdings, der Zeitraum, den sie umfassen, ist ein ungeheuer grosser. Zwei Menschenalter lang – augenblicklich 62 Jahre – bin ich im Dienst des proletarischen Emanzipationskampfes tätig. Aber ich will in meiner Darstellung noch weiter zurückgehen. Wohl soll sie hauptsächlich meiner Partei gelten, nicht meiner Persönlichkeit. Aber ganz von ihr kann ich selbstverständlich nicht absehen. Und das Darlegen ihres Werdeganges wird Streiflichter auf die Kulturgeschichte der Jahre und des Landes werfen, in denen ich erwuchs und meine Familie mich bildete.

Die Geschichte meiner Familie lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Dadurch wird das Feld für die Arbeit, an die ich hier gehe, zu einem höchst umfassenden. Dabei werde ich mich nicht immer auf die Darstellung beobachteter oder mitgeteilter Tatsachen beschränken. Ebenso sehr wie das Erforschen der Tatsachen hat mich stets auch der Drang beschäftigt, sie zu einem widerspruchlosen Gesamtzusammenhang meiner Theorie zu vereinigen. Die theoretische Arbeit ist wohl der wichtigste Teil meiner Tätigkeit für den Sozialismus geworden. So werde ich auch meine Erinnerungen nicht schrei-

ben können, ohne dabei von Zeit zu Zeit zu theoretischen Betrachtungen angeregt zu werden. Ich kann sie um so weniger unterdrücken, als ich unter dem Eindruck schreibe, dass es nun das letzte Mal sei, dass ich zu meinen Lesern und Freunden spreche. Ich werde keine Gelegenheit mehr haben, das, was ich jetzt verschweige, später in einer anderen Form, in einem anderen Zusammenhang vorzubringen. Und das theoretische Interesse beherrscht mich immer noch in erster Linie, wie vor 60 Jahren.

Ich gedenke also nicht bloss meine Erinnerungen zu geben, sondern auch manche Erörterung einer der Streitfragen unserer Zeit an sie zu knüpfen, was den Umfang der Arbeit sicher nicht verkleinert. Doch sollen die Erörterungen nicht überwiegen.

Bismarck betitelte seine Selbstbiographie „Gedanken und Erinnerungen“. Er setzt die Gedanken vor die Erinnerungen. Und doch war er ein Mann der Tat, mit einem sehr beschränkten Ziel: der Vergrößerung der Macht der Dynastie, der er diente. Es bedurfte keiner umfassenden Gedankenarbeit, sich dieses Ziel zu setzen, das ihm als Tradition bereits überliefert wurde. Nicht seine Gedanken, sondern seine Erinnerungen geben seinem Lebensbild seine Bedeutung, die Erinnerungen an seine Taten, die so Gewaltiges hervorbrachten.

Meine Leistungen, wie hoch oder niedrig man sie einschätzen mag, lagen vornehmlich auf jenem Gebiet, dessen Gebilde leicht beieinander wohnen, dem der Gedanken. Ich gehöre nicht zu den „Männern der Tat“. Wohl hat mich mein Denken zum Marxisten gemacht, zu einem jener Sozialphilosophen, die sich nicht bloss die Aufgabe stellen, die Welt zu begreifen, zu „interpretieren“, sondern auch die, die Welt zu verändern. Das hat mich davor bewahrt, ein Stubengelehrter zu werden. Aber das mich beherrschende Streben ist doch mein Leben lang das nach Wahrheit gewesen, nach dem Erkennen und Verkünden der Wahrheit. Mein Handeln habe ich stets diesem Streben untergeordnet, es stets abgelehnt, die Sache, der ich diente, durch eine Lüge fördern zu wollen. Ich glaube darin mit meinen Meistern Marx und Engels vollkommen übereinzustimmen, denen auch die Erkenntnis und die Verbreitung der Wahrheit über alles ging, die nichts mehr hassten als das Züchten und Verkünden von Illusionen, mochten diese noch so begeisternd wirken.

Die richtigen Männer der Tat fühlen sich mitunter veranlasst, zur Waffe der Lüge zu greifen, um einen Augenblickserfolg zu erzielen. In der Kriegführung wird die Lüge, die Täuschung des Gegners und oft auch der eignen Truppen über die wirklichen Verhältnisse gelegentlich ein unerlässliches Mittel des Erfolgs. Je militärischer ein Politiker denkt, desto eher wird er zur Lüge greifen, wenn sie ihm sein Tun erleichtert. Hat er sie einmal gebraucht, dann wird er auch

in der Aufzeichnung seiner Erinnerungen vor Unwahrheiten nicht zurückschrecken, um sein Tun zu rechtfertigen.

Mancher meint, in einer Autobiographie dürfte man auf vollständige Wahrheit nicht rechnen. Eine jede sei die Verteidigungsrede eines Angeklagten, eine jede verschweige belastende Momente oder suche sie doch zu beschönigen. Wie die Goethesche Selbstbiographie, sei auch jede andere „Wahrheit und Dichtung“. Aber dies Werk schuf Goethe als Dichter, nicht als Historiker. Ein Dichter hat das Recht, einen historischen Roman zu schreiben, auch über sich selbst. Er kann damit ein hohes Kunstwerk produzieren, aber als historische Quelle wird es für sich allein nicht gelten können. Wer einen Beitrag zur Geschichte der Zeit oder der Organisation, in der er tätig war, liefern will, ist zu vollster Wahrhaftigkeit verpflichtet. Ich wenigstens bin von dieser Pflicht durchdrungen.

Es grassiert heute eine poetische Abart der Geschichtsschreibung à la Ricarda Huch, die sich gestattet, alle Lücken in den Quellen ohne weiteres durch eigene Erfindungen auszufüllen – ohne diese als solche zu kennzeichnen. Das kann die Belletristik brauchen, nicht die Geschichtsschreibung.

Man wird mir freilich entgegen, dass der Besitz der absoluten Wahrheit niemand gegeben sei. Niemand erkennt das mehr an als wir Marxisten. Jede Wahrheit ist nur relativ. Unser Erkenntnisvermögen ist begrenzt, die Welt unendlich. Wir werden sie nicht ganz erkennen können. Und unser Erkennen wird stets ein Verhältnis sein zwischen dem erkennenden Subjekt und der Umwelt, in der es lebt. Das gilt nicht bloss für das Erkennen der Umwelt, sondern auch für das des erkennenden Subjekts, seines geistigen Wesens. Der Mensch kommt zum Erkennen seiner selbst nur durch sein Wirken auf die Aussenwelt. Er kann sich über sich selbst als Bürger der „intelligibeln Welt“ täuschen wie über die Aussenwelt, die Welt der „Erscheinungen“.

Niemand darf daher beanspruchen, im Besitz absoluter Wahrheit zu sein. Aber das Bereich und die Art dessen, was jeder als Wahrheit erkennt, ist für jedes Individuum durch die Art seines Erkenntnisvermögens und seiner Umwelt bestimmt. Diese so bestimmte Wahrheit ist jene, für die er einzutreten, die er zu bekennen hat. Jedes Abweichen von dieser Wahrheit ist eine Lüge für ihn. Wir müssen stets bereit sein, das, was wir als Wahrheit erkannt haben, von neuem zu prüfen, wenn neue Erkenntnisse auftauchen, die mit unserem bisherigen Wissen nicht restlos harmonieren. Aber solange wir dabei nicht eine neue Wahrheit gefunden haben, sind wir verpflichtet, an dem von uns als Wahrheit Erkannten streng festzuhalten. Nur dadurch können wir selbst zu konsequentem, zweckmässigem, fruchtbarem Handeln kommen und solches bei anderen verursachen. Blosser

Skeptizismus führt zu Entschlusslosigkeit, Haltlosigkeit, die Lüge aber führt irre, das bewusste Aussprechen von Sätzen, die man selbst für falsch hält.

Auch in der Geschichtsschreibung führt die Lüge irre, wird verderblich, mag der Zweck ein noch so guter sein. Ich werde natürlich in folgendem keine bewusste Unwahrheit niederschreiben, aber auch danach trachten, Irrtümer zu vermeiden. Das ist nicht immer leicht, denn das Gedächtnis täuscht oft sehr, wenn es nicht durch Behelfe, namentlich Dokumente, gestützt wird. Wo ich über solche nicht verfüge, nur auf das Gedächtnis bauen kann, werde ich es angeben. Eine absichtliche Irreführung wird der Leser bei mir auf keinen Fall finden. Eine solche liegt mir um so mehr fern, als ich eine Rechtfertigung meines Handelns nicht zu brauchen glaube. Ich schreibe die folgenden Seiten nicht, um mich gegen etwaige Vorwürfe zu verteidigen, sondern um begreiflich zu machen, wieso die Entwicklung meiner Persönlichkeit und dann die der Partei, der ich seit über sechzig Jahre diene, die Richtung eingeschlagen und die Eigenart gewonnen hat, die sie annahm. Marx wendete einmal gegen David Urquhart ein, er wisse die Gegenwart nur zu be- und zu verurteilen, nicht zu begreifen. Ich schreibe hier, um dazu beizutragen, die geschichtliche Entwicklung zu begreifen, soweit ich an ihr beteiligt gewesen bin. Ich beabsichtige nicht, sie zu beurteilen, weder um mich zu rechtfertigen, noch auch, um meine Gegner zu verdammen.

So frei wir in unserem Bewusstsein uns der Zukunft gegenüber zu sein dünken, die Vergangenheit liegt hinter uns als etwas, das notwendig die Formen angenommen hat, die es erlangte. Es ist etwas Unabänderliches, lässt uns aber trotzdem nicht gleichgültig, denn es bildet die Basis, auf der wir unsere Zukunft zu erbauen haben. Das werden wir um so leichter und zweckmässiger bewirken, je besser wir die Vergangenheit begreifen, je richtiger wir über sie informiert sind. Also in der Geschichtsschreibung: Wahrheit über alles.

2. DIE BEDEUTUNG DES STAMMBAUMES

Ich bin in dem Zeitpunkt, in dem ich diese Arbeit beginne, 82 Jahre alt. Bei dem grossen Umfang, den sie annehmen muss, darf ich nicht erwarten, sie zu Ende zu bringen. Ich will daher nicht viel Zeit dazu aufwenden, ein abgerundetes, sorgfältig gefeiltes Werk abzufassen, sondern kunstlos alles niederschreiben, was ich weiss und andere nicht wissen und was mir interessant erscheint. Gelingt es mir, so das Rohmaterial zu einem Geschichtswerk zu liefern, so mag einer meiner Nachfahren daraus etwas Druckfertiges und Druckwürdiges

gestalten, wenn er der Meinung sein sollte, dass der Gegenstand auf Beachtung rechnen kann. Augenblicklich sind die Aussichten für die Sozialdemokratie sehr trübe, aber die Welt ist rund und muss sich drehen und die Zeit wird wieder kommen, in der das Proletariat das augenblickliche Stadium von Zersplitterung, Demoralisation, Verwirrung vieler seiner Schichten überwindet und so fähig wird, demokratische Rechte zu erringen, festzuhalten und erfolgreich zu benutzen, Staat und Gesellschaft im Sinne seiner Emanzipation umzugestalten. Dann wird auch grosses Interesse für die Geschichte der proletarischen Demokratie, der Sozialdemokratie wieder erstehen, um so mehr, als die Traditionen ihrer Anfänge schon heute beginnen, in Vergessenheit zu geraten und unter den gegebenen Verhältnissen immer mehr im Bewusstsein der Massen versinken werden. Da wird ein Buch, wie das vorliegende, ein Bedürfnis werden. Ich erwarte und hoffe, dass meine Nachfahren das Glück haben werden, diese Zeit zu erleben. Zu ihrem Gebrauch und zur Bearbeitung durch sie schreibe ich zunächst das Folgende nieder, ohne viel Mühe und Zeit auf Stil und Aufbau zu verwenden. Nur die Richtigkeit darf ich nicht der Fixigkeit opfern.

Die meisten Autobiographien beginnen mit der Darstellung der Familie des Autors, mit seinem Stammbaum. Ich will keine Ausnahme dabei machen, halte es jedoch angesichts des heute grassierenden Rassenblödsinns für notwendig, darauf hinzuweisen, dass es nicht biologisches Interesse ist, das mich veranlasst, meinem Stammbaum nachzuspüren. Menschliche Stammbäume scheinen mir für die biologische Forschung recht wenig Wert zu besitzen.

Das habe ich schon in meiner Schrift über „Rasse und Judentum“ gezeigt, die gerade vor dem Weltkrieg (Juni 1914) fertiggestellt, jedoch wegen seines Ausbruchs erst im Oktober 1914 gedruckt worden war mit einer Vorrede, in der ich gegen diejenigen zu Felde zog, die den begonnenen Krieg als „Rassenkampf“ auffassten. Ich wies dort darauf hin, dass der Begriff der Rasse nicht so einfach sei, als er den Rassenpolitikern erscheine. Man müsse unterscheiden zwischen Rassen der Haustiere, der wilden Tiere, der Menschen. Für jede dieser drei Arten von Organismen bedeute die Rasse etwas Besonderes. Für sie alle ist wohl die Rasse ein Produkt der Vererbung organischer Eigentümlichkeiten. Aber diese Vererbung spielt bei jeder der drei Gruppen eine andere Rolle.

Die Rassen der Haustiere sind vom Menschen nach seinen Bedürfnissen und seiner Einsicht geschaffen. Sie beruhen darauf, dass er imstande ist, ihre Paarung zu regeln in einer Weise, dass entweder durch Kreuzung oder durch Steigerung von Variationen vermittels der Paarung bestimmter Individuen neue „Rassen“ geschaffen und

durch Inzucht erhalten werden. Die Züchtung neuer Haustierrassen geht ununterbrochen vor sich, deren Organismen dienen immer weniger den Bedürfnissen ihrer Selbsterhaltung als denen des sie anwendenden und ausbeutenden Menschen. Je mehr das der Fall, desto „edler“ erscheint dem Menschen die Rasse, aber desto unfähiger ist sie, sich durch eigene Kraft zu erhalten und desto geringer ist ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber den Einflüssen der Natur.

Ganz verschieden von den Rassen der Haustiere sind die der wilden Tiere. In der Natur dient der Organismus nur einem Zweck: der Erhaltung des Individuums und der Art. Diesem Zweck ist jede Art angepasst, ihre Verschiedenheiten rühren von Verschiedenheiten der Umwelt her, in der sie leben, Verschiedenheiten ihrer Anforderungen und Einwirkungen, ihrer Lebensweise und Lebensbedingungen. Sobald eine Art diesen Bedingungen angepasst ist, entwickelt sie sich nicht weiter, solange die Umwelt sich nicht ändert, also in der Regel nur in geologischen Zeiträumen. Für jeden Verbreitungsbezirk einer Art gibt es eine besondere, seinen besonderen Bedingungen entsprechende Abänderung der Art, eine besondere Rasse, aber in jedem dieser Bezirke nur eine Rasse. Veranlassungen zu Rassenkreuzungen und damit zur Bildung neuer Rassen kommen da in normalen Zeiten nicht vor.

In historischer Zeit können wir die Bildung massenhafter neuer Rassen unter den Haustieren verfolgen, dagegen erstet in diesem Zeitraum keine einzige neue Rasse unter den wilden Tieren.

Verschieden, sowohl von den Haustieren wie von denen im Zustand der Wildheit, sind wieder die Rassen der Menschen. Diese Rassen gehen ebenso wie die der Haustiere von den ursprünglichen wilden Rassen aus, den geographischen Rassen. Aus deren Abänderungen bilden sich neue Menschenrassen, aber in ganz anderer Weise als die Rassen der Haustiere. Die Rassen der Haustiere sind das Ergebnis planmässigen Eingreifens des Menschen in die Paarung der Tiere, die er völlig beherrscht und bestimmten Zwecken dienstbar macht. Die Menschen unterliegen keiner solchen höheren Macht, die ihre Paarung zielbewusst leiten könnte. Die Sklaven geraten allerdings in eine Abhängigkeit von ihren Herren, die der der Haustiere ähnlich wird. Doch gerade die Sklaverei bringt Zustände mit sich, die der Aufzucht von Nachkommen sehr im Wege stehen. So wie es keine neuen Rassen unter den Elefanten gibt, die sich in der Gefangenschaft und als Haustiere nur selten fortpflanzen, sind auch aus der Sklaverei nirgends neue von den Sklavenbesitzern gezüchtete Rassen hervorgegangen.

Was den Menschen vom Tiere scheidet, ist seine Technik, die Schaffung und Anwendung von Werkzeugen und Waffen. Sie be-

fähigt den Urmenschen, über die ursprünglichen Verbreitungsbezirke seiner tierischen Ahnen hinauszugehen und sich unter ganz neuen Lebensbedingungen zu behaupten. Schon unter den Affenmenschen kam es wahrscheinlich zu Wanderungen und infolgedessen zur Spaltung in verschiedene Rassen. Diese Spaltungstendenz wächst mit dem technischen Fortschritt und damit der Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erdkugel. Daneben kommt mit der Zeit noch eine andere Tendenz auf, die sich schliesslich als die stärkere erweist. Die Menschen kommen durch ihre Höherentwicklung nicht nur in die Lage, neue Landstriche aufzusuchen, die bis dahin menschenleer waren. Sie werden jetzt auch sehr oft gedrängt, in Landstriche einzudringen, die bereits von Menschen bewohnt sind. Völkerwanderungen, Handelsverkehr, Eroberungen bringen nun Menschen der verschiedensten Rassen in Berührung miteinander, die Kreuzungen der Rassen hören von diesem, sehr früh eintretenden Stadium der Vorzeit an nicht mehr auf, sie häufen sich immer mehr im Fortgang der Entwicklung. Diese Kreuzungen sind ganz anderer Art als die der Haustiere. Sie werden nicht von einer höheren, über den sich paarenden Organismen stehenden Macht geleitet und ihre Ergebnisse nicht durch spätere systematische Inzucht festgehalten. Regellos gehen sie vor sich. Sie wirken dahin, die strengen Grenzen zwischen den ursprünglichen Rassen immer mehr zu verwischen, nicht neue Rassen zu bilden, sondern die Rassen immer unbestimmter zu machen, sie immer mehr aufzulösen, indem jedes einzelne menschliche Individuum zu einem Gemisch der mannigfaltigsten Rassenmerkmale wird.

So genau man die Rassen der Haustiere und der wilden Tiere zu unterscheiden vermag, so unzweifelhaft ihre Merkmale feststehen und so allgemein sie anerkannt sind, so unklar und umstritten sind die Rassen der Menschen. Über ihre Abgrenzungen und Merkmale gibt es unter den Fachgelehrten die mannigfachsten Anschauungen, von denen jede auf lebhaftes Gegnerschaft stösst und bisher jede abgeändert oder gewechselt wurde. Darüber aber ist die Wissenschaft wohl einig: dass jedes Kulturvolk ein Rassengemisch darstellt.

Nichts naiver als die Erwartung, es werde gelingen, durch planmässige Kreuzung eine Rasse von Übermenschen zu erzielen. Sie setzt ja einerseits das Bestehen von Übermenschen schon voraus, die die Kreuzung herbeiführen und andererseits die Degradierung der Menschenmasse auf das Niveau etwa von Zuchtschweinen.

Ist es heute schon unmöglich, ein höher entwickeltes Volk nach körperlichen Merkmalen als eine bestimmte Menschenrasse von den anderen Völkern zu unterscheiden, so ist es noch weit weniger möglich, dies nach geistigen Merkmalen des Charakters oder der

Intelligenz zu tun, denn diese gehören zu den kompliziertesten, variabelsten und am schwersten genau zu erkennenden Eigenschaften schon der niedrigen Tiere, geschweige des Menschen.

Innerhalb jeder Tierart weisen Individuen, die sich körperlich kaum voneinander unterscheiden, in ihrem geistigen Wesen die grössten Verschiedenheiten auf. Um so mehr ist dies bei den Menschen der Fall, nicht nur wegen ihrer Rassenmischung, sondern auch wegen der so mannigfaltigen und so wechselnden Lebensbedingungen unter ihnen, die das geistige Leben auf tiefste beeinflussen. Manches Volk weist in verschiedenen Jahrhunderten seines Daseins sehr verschiedene geistige Charaktere auf: Heute ist es servil und verzagt, morgen dagegen trotzig und rebellisch, heute unternehmend, kühn, kriegerisch, ästhetisch, morgen wieder in tragem Genussleben versunken, heute von stärkstem Forscherdrang und kritischem Scharfsinn beseelt, morgen von gedankenlosem Wunderglauben erfüllt und willensloser Gleichschaltung ergeben usw.

Welchen Erkenntniswert können da Stammbäume besitzen? Sie erhalten grosse Bedeutung für den Menschen, aber sie ist nicht biologischer Art. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch seine Technik, durch die künstlichen Organe, die er schafft und seinen natürlichen hinzufügt. Das Tier vererbt seinen Nachkommen bloss seine natürlichen Organe. Der Mensch kann ihnen auch künstliche Organe vererben. Diese Organe, anfangs sehr unscheinbar, erreichen schliesslich ungeheure Dimensionen. Das Streben nach dem Besitz und der Beherrschung dieser Organe durch einzelne Individuen und Organisationen von Individuen wird immer mehr zur grundlegenden Triebkraft der Menschheitsgeschichte. Mit diesem Streben eng verbunden ist die Regelung der Vererbung der künstlichen Organe. Eheschliessungen, Verwandtschaftsorganisationen, Stammbäume werden dabei sehr wichtig, aber nicht für die Vererbung von Rassenmerkmalen, sondern für die von Geld und Gut und Macht. Oberflächliche Betrachtung setzt leicht die Stammbäume von Haustieren denen einzelner Menschengruppen gleich, namentlich privilegierter Klassen, die jede Vermischung mit der Volksmasse verpönen, weil besondere Machtmittel und Rechte aufhören, Privilegien zu sein, wenn sie nicht Monopole kleiner Kreise bleiben. Wie man unter den Rassen der Haustiere besondere Edlrasen von den weniger den menschlichen Bedürfnissen angepassten, dem Naturzustand nächstehenden Rassen unterscheidet, vermeinen auch privilegierte Verwandtschaftsorganisationen und Familien über besondere Rassenqualitäten zu verfügen, von edlerem Blute zu sein als ihre Mitmenschen. Aber soweit man ihren Mitgliedern nicht die Freiheit der Paarung lässt, sondern sie zwangsweise paart, geschieht dies nicht nach biologischen

Gesichtspunkten, sondern nach Gesichtspunkten des Besitzes und der Macht. Und überdies wird die Vererbung der natürlichen Qualitäten dieser Herrschaften noch immer wieder durch geheime Ehebrüche durchbrochen.

Der Stammbaum eines Haustieres zeigt deutlich an, welche Rassenmerkmale das Individuum von seinen Vorfahren erbt und wieder weiter zu vererben verspricht. Der Stammbaum eines Aristokraten oder Dynasten zeigt dagegen nur an, welche Güter und Privilegien er zu beanspruchen und weiter zu vererben vermag.

Es ist vollendete Gedankenlosigkeit, Stammbäume von Haustieren und solche von Menschen auf eine Stufe zu stellen und hier wie dort Unterscheidungen zwischen Edelrassen und gemeinem Vieh zu machen. Die Gedankenlosigkeit erreicht ihren Gipfel dort, wo nicht eine geschlossene, beschränkte Verwandtschaftsorganisation, sondern ein Volk von vielen Millionen zu einer Edelrasse erhoben werden soll, die ihre Stammbäume sorgfältig zu hegen hat. Die Gedankenlosigkeit wird idiotisch, wenn sie, wie es bei den Haustierrassen geschieht, nach bestimmten Rassenmerkmalen sucht, die für die Volksrasse bestimmend sein sollen. Da es ganz ausgeschlossen ist, biologische Merkmale dieser Art zu finden, hat man sich im Dritten Reich dazu entschlossen, die Konfession als Rassenmerkmal festzusetzen. Den Charakter des Rassenmässigen sucht man ihr dadurch zu geben, dass es nicht die Konfession der jetzigen Generation sein soll, die für die Rassenzugehörigkeit bestimmend wird, sondern die *ererbte* Konfession. Dass ein Nichtchrist seine Rasse nicht wechselt, wenn er sich taufen lässt, muss man zugeben. Aber ganz anders soll die Sache stehen, wenn schon die Grosseltern sich taufen liessen. Haben die jungen Leute von heute von ihnen einen Taufschein geerbt, dann erscheint damit ihre Rassenzugehörigkeit unzweifelhaft festgestellt. Er gehört zu den unveränderlichen Rassenmerkmalen – auch ein Beitrag zu der Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften.

Dem ganzen Unsinn wird dann ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt, indem man ihn mit modern-naturwissenschaftlichen Phrasen versieht, von denen die Rassenpolitiker dieser Art irgendwann etwas läuten gehört haben. Unangreifbar gegen wissenschaftliche Argumente wird er dadurch, dass er starken Bedürfnissen nach Monopolvorteilen entspricht, die durch ihn gestützt werden sollen und die eine andere Stütze im Denken nicht finden.

Mit dieser Rassenpolitik habe ich natürlich nicht das mindeste zu tun, wenn ich mich zunächst daran mache, die Spuren meiner Vorfahren zu verfolgen, wobei ich leider nicht weit zu kommen vermag, denn meine Ahnen gehörten zu keinem aristokratischen Geschlecht, legten keinen Wert auf ihren Stammbaum. Nicht aus rassenpoli-

tischen, sondern aus anderen Gründen ist es für jeden von uns und auch für die Wissenschaft wichtig, seine Vorfahren näher zu kennen.

Löst sich auch die Bestimmtheit der Menschenrassen immer mehr auf, so bleiben doch die Gesetze der Vererbung der Rassenmerkmale für den Menschen ebenso wirksam wie für Tier und Pflanze. In den Nachkommen kann man vielfach bestimmte Eigenschaften der Vorfahren, wenigstens der nächsten, wiederfinden. Das kann schon bekannte Gesetze der Vererbung bestätigen oder einen Anstoss zur Feststellung noch unbekannter Gesetze dieser Art erteilen. Noch wichtiger jedoch als die biologische ist die soziale Bedeutung der Erforschung der Vorgänge. Die biologischen Eigenschaften eines Menschen unzweifelhaft festzustellen, ist schon schwer, wenn man ihn vor sich hat, ihn beobachten kann. Wieviel schwerer erst, wenn man ihn nur aus Beschreibungen kennt. Und die so weit vorgeschrittene Rassenmischung macht es fast unmöglich, eindeutig herauszufinden, was das einzelne Individuum von diesem oder jenem besonderen Vorfater ererbt hat, was überkommene Rasseneigenschaft ist. Besonders schwierig aber ist es, bei einem Individuum genau zu scheiden, was an ihm angeborne Anlage ist und was Produkt der Erziehung und der Lebensbedingungen, denen es unterworfen wird. Auf jeden Fall aber wird man das Wesen eines Menschen um so leichter erkennen, je mehr man nicht bloss die angeborne Eigenart der Voreltern in Betracht zieht, sondern auch die sozialen Verhältnisse, in denen sie wirkten und er aufwuchs. Das kann Aufschluss geben nicht nur über ein einzelnes Individuum, sondern über die ganze Zeit, die ganze Gesellschaft, in der er lebte.

Wenn ich in folgendem so ausführlich, als die mir zur Verfügung stehenden Dokumente erlauben, von meinen Grosseltern spreche, geschieht es hauptsächlich, weil ich damit einen Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs, namentlich Wiens und Prags, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu geben hoffe.

3. DIE GROSSELTERN KAUTSKY

Von meinen Voreltern, von denen ich meinen Familiennamen übernommen habe, vermag ich verhältnismässig nur wenig zu sagen. Kein grosser Verwandtenkreis umgab sie und sie waren nicht sehr literarisch gestimmt. Von der Grossmutter Kautsky sind nur wenige Briefe erhalten, jeder nur ein paar Zeilen umfassend. Mein Wissen über die Grosseltern Kautsky beschränkt sich daher auf Erinnerungen an Erzählungen meines Vaters aus seiner Jugendzeit und auf Mitteilungen in den Memoiren, die meine Mutter abzufassen begonnen hatte. Sie reichen nur bis zur Zeit ihrer Eheschliessung. An der Fortsetzung

hinderte sie der Tod. Darüber hinaus besitze ich nur ein Dokument über meine Abstammung von väterlicher Seite, den Taufschein meines Vaters. Er nennt als dessen Vater den „bürgerlichen Schneidermeister Wenzl Kautzky (sic), ehelichen Sohn des Georg Kautzky, Maurer in Křinetz, der Mutter Katharina, geborene Hartmann“. Als die Gattin des Wenzel wird genannt „Josepha Samler, eheliche Tochter des verstorbenen Johann Samler, k.k. Gubernialtürsteher, und der Mutter Eva, geborene Roznuzek (sic) aus Prag.“

Der Türsteher, wenn auch einer des „Guberniums“, der Landesregierung, war ein Proletarier, doch auch der Maurer aus Křinec (in Nordböhmen, zwischen Podiebrad und Jičín gelegen) dürfte nicht mehr gewesen sein. Er war sicher ein richtiger Tscheche. Seine Frau Katharina Hartmann kam vielleicht, dem Namen nach, aus einer deutschen Familie. Die Grenze des deutschen Sprachgebiets im nördlichen Böhmen lag in der Tat nicht weit entfernt von Křinec. Andererseits weist auch der Namen Samler der Grossmutter auf deutschen Ursprung hin. Allerdings nur väterlicher Seite. Denn die Mutter der Grossmutter führte den sicher nicht deutschen Namen Roznuzek (Rozniček?). Die Namen im Taufschein sind fast alle unkorrekt geschrieben. Nach Andeutungen meines Vaters, deren ich mich erinnere, war Frau Eva polnischen Ursprungs.

Dieses Durcheinander deutscher und slavischer Familiennamen in der gleichen Familie ist in Böhmen etwas sehr Häufiges. Man sieht daraus, wie wenig der Gebrauch einer Sprache die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse beweist, wie sinnlos es ist, etwa von deutschsprechenden Menschen ohne weiteres zu behaupten, sie seien „deutschen Blutes“. Als Umgangssprache wurde in der Familie meines Grossvaters Kautsky jedenfalls nur das Tschechische gebraucht. Doch war vor einem Jahrhundert Prag noch eine deutsche Stadt. Die Bourgeoisie sprach nur Deutsch und die Handwerker und Lohnarbeiter sahen sich dort gezwungen, im Verkehr mit zahlungsfähigen Kunden auch die deutsche Sprache zu gebrauchen. Der Damenschneider Kautsky machte keine Ausnahme.

Doch nicht durch seine Sprachkenntnisse machte er sein Glück, sondern durch dieselben Künste, denen das Kaiserhaus der Habsburger seinen Aufstieg verdankte: Tu felix Austria (und Wenzeslaus) nibe. Als armer Schneidergeselle kam er nach Prag, da starb der Meister, bei dem er arbeitete, und hinterliess eine wohlhabende Witwe, die Tochter des Gubernialtürstehers. Ob schon dessen Trinkgelder genügt hatten, ihr eine ansehnliche Mitgift in ihre Ehe mitzugeben, oder der Wohlstand nur vom Schneiderhandwerk herrührte, ist nicht mehr festzustellen. Allerdings verfügte Frau Josefa nicht nur über einiges Geld, sie war auch reich an Jahren und mit Töchtern gesegnet,

als der junge Geselle in ihrer Werkstatt begann, ihr sein Interesse zu bezeugen. Er widerlegte durch die Tat die Irrlehre der Sozialisten, dass der Proletarier durch eigene Kraft nicht zu höherem Wohlstand aufzusteigen vermöge. Ihm gelang es. Er heiratete die Meisterin. Die Damenschneiderei gedieh, und den Kindern aus erster Ehe folgten bald mehrere aus zweiter Ehe. Doch von ihnen allen erreichte nur eines das Alter der Reife, der am 14. September 1827 geborene Johann, der mein Vater werden sollte.

Die Ehe, die von Wenzel Kautsky wohl nur aus Berechnung geschlossen worden war, hatte keinen Bestand. Ewiger Zank und Streit herrschte zwischen den Eheleuten, ihr gegenseitiger Hass wuchs von Tag zu Tag und erreichte den Gipfel, als in ihre Dienste ein hübsches, energisches Mädchen trat, das bald die Gunst des Gatten gewann. Nun ging das Paar auseinander. Es hatte seine Ehe katholisch geschlossen – ich darf mich zweier katholischer Grossmütter und zweier katholischer Grossväter rühmen. Eine Trennung des Ehebandes ging also nicht an. Man ging einfach auseinander, jeder der beiden Partner lebte für sich allein. Ihre Mittel erlaubten es ihnen. Die Grossmutter Josefine blieb in ihrem Hause auf der Kleinseite, dessen Zinserträgnis ihr ein erträgliches Auskommen sicherte. Der Grossvater Wenzel gab die Schneiderei auf und erwarb ein Landgut in Dvorec bei Podol, einem Dorf bei Prag. Die Landwirtschaft war nicht ganz klein, sie beschäftigte zwei Knechte und einige Mägde, sowie zwei Pferde. Doch habe ich meinen Grossvater nie mit einem landwirtschaftlichen Gerät in der Hand gesehen. Der ganze Betrieb, nicht bloss der Haushalt, wurde von der Geliebten geleitet, der Resi, die etwas von Landwirtschaft zu verstehen schien und die wahrscheinlich die Ursache gewesen war, warum Wenzel die Stadt verliess und sich dem Landbau zuwandte. Doch bildete dieser nicht seine einzige Einnahmequelle. Dicht hinter dem Bauernhaus erhoben sich hohe Kalkfelsen, die zu dem Gut gehörten. Sie lieferten reiches Rohmaterial für die Kalköfen, die Wenzel in Betrieb setzte und deren Produkte er an Baumeister in Prag verkaufte.

Ausser dem Besitz in Dvorec nannte er noch ein Haus in der Josefstadt Prags (dem Ghetto) sein eigen. Es waren da nicht die Christen, die unter der Zinsknechtschaft eines Juden seufzten, sondern das Umgekehrte fand statt. Dieses Haus des Wenzel Kautsky in der Prager Judenstadt gab wohl Veranlassung zu der mitunter in reaktionären deutschen Blättern wiedergegebenen „Enthüllung“, ich sei ein Kind des Prager Ghetto. Träfe das zu, es würde mich nicht kränken. So mancher tüchtige Mann ist aus der Prager Judenschaft hervorgegangen. Nicht um mich schön zu machen, sondern nur um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss ich meine rein katholische

Abstammung feststellen – mein katholisches „Blut“, um den Jargon der Rassenpolitiker zu gebrauchen.

Unter sehr trostlosen Familienverhältnissen wuchs mein Vater auf. Und doch sollte der Gegensatz zwischen Vater und Mutter für ihn eine gute Seite bekommen. Wie die meisten Väter wollte auch Wenzel aus seinem Sohn etwas „Besseres“ machen, als er selbst war. Er war ein unwissender Kleinbürger. In der Zeit der Reaktion vor 1848 imponierte ihm am meisten die staatliche Bureaukratie. Beamter werden, das erschien ihm gleichbedeutend damit, ein Herr zu werden, vor dem sich alles beugte. Sein Sohn sollte die Laufbahn eines Beamten einschlagen, so dekretierte er. Dazu musste Johann das Gymnasium absolvieren. Doch das hatte seinen Haken. Wohl war mein Vater eine eifrige Leseratte, doch der Schulbetrieb ödete ihn an. Er wurde ein miserabler Schüler. Dabei aber entwickelte er ein grosses Interesse für Zeichnen und Malen. Die Ferien musste er bei seinem Vater verbringen, in dessen Haus kein Buch zu finden war. Bei den Bauernbuben in Dvorec fand der Gymnasiast auch keinen Anschluss. Da blieb ihm als einzige Beschäftigung die Beobachtung und die Wiedergabe der Natur, in der er herumschlendern durfte. Er verschaffte sich einen Bleistift und fing an zu zeichnen. Und bald wurde dies zu einer Leidenschaft bei ihm. Schliesslich stand es bei ihm fest: er müsse ein Künstler werden, ein Maler.

Damit kam er aber bei seinem Vater schön an. Als der beschränkte, verbauerte Kleinbürger, der er war, sah er in einem Künstler nur einen Bettler, der von den Abfällen der Tafeln der Reichen lebte und sich bemühe, sie zu amüsieren, um Spenden von ihnen zu ergattern. Alles in der Welt, nur kein Künstler. Sei es mit dem Studium und der Beamtschaft schon nichts, dann lieber ein solides Handwerk mit goldenem Boden.

Der Knabe Johann wurde aus der Schule genommen, ehe er das Untergymnasium absolviert hatte. Der Vater Wenzel glaubte schon dem künstlerischen Streben seines Sohnes entgegenzukommen, wenn er ihn in Betrieben unterbrachte, die mit Farben zu tun hatten. Zuerst wurde er zu einem Lackierer gegeben, und als es Johann dort nicht aushielt und davonlief, zu einem Schildermaler. Doch auch dem brannte der Lehrling durch: dass er ein unverbesserlicher Tagedieb und Taugenichts sei, stand nun für meinen Grossvater fest. Die wildesten Konflikte spielten sich zwischen ihm und seinem halberwachsenen Sohn ab.

Da griff die Mutter Josefine ein. Sie war aus weniger grobem Stoff gebaut als ihr Gatte. Etwas Sinn und Interesse für geistiges Streben dürfte im Hause des Guberniums bis in die Loge des Türstehers gedrungen sein. Natürlich waren es nicht Ideen eines Voltaire oder

Lessing, die dort am Ende des 18. Jahrhunderts Eingang fanden, in der Zeit, in der die Grossmutter heranwuchs. Prag, ehemals ein Zentrum des Protestantismus und freiesten Geisteslebens, war seit 1620, seit der Schlacht am Weissen Berg, von den Habsburgern zu einem Zentrum der Gegenreformation und eines fanatischen Katholizismus gemacht worden. In den Kreisen, denen meine Grossmutter entstammte, fand alles Denken und Fühlen, das über den grössten ethischen Materialismus hinausging, nur *eine* Form der Betätigung: die religiöse. Grossmutter Josefa war sehr fromm, ganz im Gegensatz zu ihrem Gatten. Der zählte wohl nicht zu den Freidenkern, denn über das, was nicht greifbar vor ihm lag, dachte er überhaupt nicht nach. Aber eben deshalb blieb ihm alle Religion höchst gleichgültig. Nie ging er zur Kirche, nie äusserte er zu mir einen religiösen Gedanken. Seine Frau dagegen habe ich nie ohne Rosenkranz gesehen. Der Zwist mit dem Gatten, die Trennung von ihm verschärften sicher noch ihre religiöse Inbrunst. Die katholische Kirche hat sich aber mit den Künsten stets sehr gut vertragen, es verstanden, sie aufs wirksamste sich dienstbar zu machen. Das dürfte am meisten dazu beigetragen haben, dass die Grossmutter für das Streben ihres Sohnes das Verständnis und Interesse gewann, das der Grossvater ihm versagte. Und da die beiden Elternteile getrennt wohnten und die Grossmutter über die nötigen Mittel verfügte, beendigte sie den Konflikt eines schönen Tages damit, dass sie ihrem Johann die Möglichkeit bot, ohne den Vater und im Gegensatz zu ihm die künstlerische Laufbahn einzuschlagen.

Johann hatte, seitdem er dem Handwerk entlaufen, eifrig als Auto-didakt an seiner künstlerischen Fortbildung gearbeitet. Eines Tages – das Datum ist leider nicht überliefert – nahm seine Mutter eine dicke Mappe, gefüllt mit seinen Zeichnungen und Malereien und zog damit zum Landschaftler Haushofer, der seit 1844 Professor an der Prager Kunstakademie war. Dieser interessierte sich für den jungen Mann und bewirkte, dass er an der Prager Kunstakademie aufgenommen wurde. Direktor der Akademie war seit 1841 der Historien- und Genremaler Ruben, der dann 1852 zum Leiter der Wiener Akademie wurde. Unter der Leitung dieser beiden Künstler arbeitete nun der Jüngling fleissig und gewissenhaft und widerlegte den Vorwurf der Tagedieberei, den der Vater gegen ihn erhob. Er studierte nicht bloss die Technik, sondern auch die theoretischen Grundlagen seiner Kunst, betrieb Kunstgeschichte, Anatomie, Perspektive. Und er beschränkte sich nicht auf seine Kunst. Ein allgemeiner Wissensdrang erfasste ihn und er fand zahlreiche Mittel und Anregungen, ihn zu befriedigen in den intellektuellen Kreisen, in die er nun kam und die ihn weit über die Beschränktheit nicht bloss des väterlichen, sondern

auch des mütterlichen Heims hinaushoben. So sehr Prag durch den Dreissigjährigen Krieg und die Gegenreformation gelitten hatte, es war neben Wien das bedeutendste Kulturzentrum Österreichs geblieben. Und gerade die Jahre vor 1848 waren von starkem geistigen Ringen erfüllt.

Besonders gefördert wurde mein Vater, als es ihm gelang, die schwarzgelben Grenzpfähle zu überschreiten und für ein halbes Jahr auf der damals so bedeutenden Düsseldorfer Akademie zu arbeiten. Zu seinen Lehrern gehörte dort der grosse Landschaftler Johann Wilhelm Schirmer, der Maler stiller Waldeinsamkeit, deren Darstellung meinen Vater ebenfalls am meisten beschäftigte, nicht nur in seiner Jugend, sondern sein Leben lang. Der Akademie entwachsen, zog es ihn mächtig nach dem Böhmerwald, in dessen südlichem Teil er 1852 einige Monate zeichnete und malte und tiefe Eindrücke gewann, in den Gegenden um Oberplan herum, wo Adalbert Stifter geboren wurde, der sie so meisterhaft beschrieb in den vierziger Jahren. Mein Vater lernte Stifters Schriften allerdings erst ein Vierteljahrhundert später kennen und schätzen.

Rasch errang der junge Maler Ansehen in seiner Vaterstadt. Die Bilder, die er ausstellte, wurden nicht nur gelobt, selbst in den Zeitungen, sondern sogar verkauft. Das erfüllte nicht nur die Mutter mit Stolz, es erweichte auch das harte Herz des Vaters. Die Prager Baumeister, denen er Kalk verkaufte, sprachen mit Anerkennung von seinem Sohn, weissagten ihm eine erfolgreiche Zukunft. Es kam zu einem Modus vivendi zwischen Vater und Sohn, der schwere Konflikt schien sich, wenn auch nicht in Wohlgefallen, so doch in gegenseitigem Abfinden aufzulösen, da tat sich ein neuer tiefer Riss zwischen Vater und Sohn auf. Und das war um so bedenklicher und schmerzlicher, als sich diesmal auch die Mutter mit voller Schärfe gegen den Sohn wendete. Denn dieser verlobte sich 1853 mit einem Mädchen, das nicht bloss blutarm war, sondern auch der Kirche nicht die mindeste Reverenz erwies. Es war die älteste Tochter des Prager Theatermalers Anton Jaich.

4. DER URGROSSVATER JAICH

Über die Familie Jaich liegen weit mehr Zeugnisse, namentlich Briefe vor, als über die Familie des Wenzel Kautsky, die zur Zeit, als mein Vater heiratete, nur drei Mitglieder, Vater, Mutter und Sohn umfasste. Die Jaichs waren dagegen eine sehr zahlreiche Familie. Und mein Grossvater Peter Anton Jaich beherrschte das geschriebene Wort und zeigte sich von grosser Schreiblust beseelt. Und dabei wollte es das Geschick, dass er oft und lange von seinen Lieben getrennt leben

musste. Für diese Periode verfügen wir über zahlreiche Briefe von ihm und an ihn, die wohl zumeist bedeutungslosen Kleinkram betreffen, dabei aber auch manche Feststellung ermöglichen, die uns heute wichtig erscheint. Und ähnliches gilt auch von seinem Vater, Johann Jaich, von dem wir Briefe schon aus dem Jahr 1798 besitzen.

Über die Familiengeschichte der Jaichs vor diesem Jahre wissen wir allerdings nichts Bestimmtes. Nur auf mündlicher Überlieferung beruht die Mitteilung, dass die Familie aus Ungarn nach Wien gekommen war. Doch kann ich mich nicht erinnern, einen Hinweis darauf gehört zu haben, wann, von wem und wie diese Wanderung vollzogen wurde. Die bestimmte Mitteilung der Herkunft aus Ungarn – zu dem Kroatien gehörte – veranlasst mich zu einer Hypothese, zu einer Deutung des Wortes Jaich.

In Ungarn wie in Kroatien wurde noch im vorigen Jahrhundert der Laut tsch (č) mit ch ausgedrückt: Jelatschitsch schrieb sich Jelachich. Jaich wurde dort also wie Jaitsch ausgesprochen. Einen solchen Namen gibt es in Kroatien und Slavonien nicht, dagegen ist dort der Namen Jagich (Jagitsch) sehr häufig. Das G wird unter Umständen von der deutschen Zunge gern in ein J (Jot) verwandelt. So ist z.B. das ursprüngliche „gäh“ oder „gaach“ völlig durch das Wort „jäh“ verdrängt worden. Von Jagich ist es aber nicht weit zu Jaich.

Wenn eine Familie aus einem Gebiet in ein anderes wandert, in dem eine andere Sprache als die des Auswanderlandes gesprochen wird, dann muss die Familie notgedrungen früher oder später die neue Sprache zu ihrer Umgangssprache machen, vielfach schon in der zweiten, fast stets schon in der dritten Generation wird in der neuen Umgebung die ursprüngliche Familiensprache vergessen. Die alten Familiennamen aber bleiben. Doch auch sie können sich dem Einfluss des neuen gesellschaftlichen Milieus mit anderer Sprache nicht entziehen. Sie werden dem neuen Sprachgeist angepasst, nicht nur ihre ursprüngliche Bedeutung, sondern auch ihre ursprüngliche Aussprache wird vergessen oder verderbt. So kann man in Wien eine Unzahl von Familiennamen feststellen, die sicher ehemals slavisch waren, nun aber „germanisiert“ wurden, sowohl in der Schreibung wie in der Aussprache. So nehme ich an, bedeutet das Jaich nur eine Germanisierung des Wortes Jagitsch.

Mehr als eine Hypothese ist das allerdings nicht. Die Jaichs, die ich kennenlernte, erwogen nicht einmal die Möglichkeit, dass ihr Familienname in Ungarn jemals anders geklungen habe, als sie ihn schrieben und aussprachen, und dass sie nicht von jeher gute Deutsche gewesen seien. Johann Jaich, der erste dieses Namens, von dem die uns erhaltenen schriftlichen Zeugnisse Kunde geben, war jedenfalls von einem Urwiener nicht zu unterscheiden. Im Jahre 1797, aus dem

sein erster Brief stammt, lebte seine Mutter noch, doch erfahren wir nichts Näheres über sie. Von seinem schon toten Vater spricht er überhaupt nicht. Von Beruf betrieb er die Wachsbossiererei, die „Kunst der Wachsarbeit“, wie ein Buch sie nennt, dessen Anzeige ich unter den Papieren meines Grossvaters gefunden habe. Es gab die „Anleitung menschliche Figuren und alle Gegenstände des Tier- und Pflanzenreiches so wie die Produkte der Kunst in Wachs bildlich dazustellen“. Es war eine Art Plastik, verschieden von der Bildhauerei. Unter anderm unterschied sich der Bossierer von dem Bildhauer dadurch, dass er in der Regel nicht so frei bei seinem Schaffen war wie dieser. Er hatte vornehmlich getreu ein Original nachzubilden, nicht seiner Phantasie die Zügel schiessen zu lassen. Insofern stand er unter dem Künstler. Aber gerade wegen der Genauigkeit seiner Nachbildungen konnten diese wissenschaftlichen Zwecken dienen. Solange das Studium der Anatomie an Leichen gehemmt war, ersetzten für die Studenten der Medizin Wachsmodelle die Naturformen der menschlichen Organe. Zu diesem Zweck musste aber der Bossierer wissenschaftlich weit besser unterrichtet sein als der eigentliche bildende Künstler. Im 18. Jahrhundert war die Wachsbossiererei eine sehr geachtete Kunst. Die meisten Höfe förderten sie. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sie an Bedeutung sehr verloren. Heute arbeiten die Wachsbildner nur noch für Wachsfigurenkabinette, nicht für dynastische Höfe und wissenschaftliche Institute. Johann Jaich fühlte sich noch vollständig als Künstler, zeigte sich von grösstem Künstlerstolz beseelt. Doch nicht bloss als bildender Künstler betätigte er sich, sondern auch als Dichter. Im Jahre 1798 verfasste Johann Jaich eine „deutsche Geschichte“ „Karl Stelheim und Klementine von Rosenfee“, eine höchst rührselige, tränenreiche Erzählung von einem Liebespaar, das sich gefunden und durch die Intrigen eines teuflischen Weibes auseinandergerissen wird.

Als Bossierer trat Johann in den Dienst des Wiener Hofes, der ihn nach Florenz schickte, damit er sich dort künstlerisch fortbilde. Da im Dezember 1797 überraschte ihn eine Zuschrift „Seyner Mayesteth des Kaysers“, in der er gefragt wurde, ob er mit seinem Studium schon fertig sei, denn „Seyne Mayesteth“ sei gesonnen, ihn anzustellen. So berichtete Johann Jaich in einem Brief vom 9. November 1797, in dem er diese Berufung nach Wien bitter beklagt. Er sollte Italien verlassen, ohne Rom und Neapel gesehen zu haben. Und überdies, was ihn vielleicht noch mehr kränkte, er sollte eine Florentinerin verlassen, die er liebgewonnen, die Tochter der Frau, in deren Kosthaus er seine Mahlzeiten eingenommen hatte, also eine filia hospitalis. Die Frau stammte aus Deutschland, hiess Högner, aber die Tochter war in Italien aufgewachsen, war ganz italianisiert. Ob er infolge der

kaiserlichen Mahnung sofort Florenz verliess, wissen wir nicht. Der nächste Brief, den wir von ihm haben, ist vom November 1799 datiert, aus Wien an Theresia Högner gerichtet, den „liebenswertesten Engell“, den er duzt und als Braut betrachtet. Doch mit dem Heiraten hatte es gute Wege, denn erst im April 1801 hielt Johann bei der Mutter um die Hand der Tochter an. Mangel an Geld hatte bis dahin Johann am Heiraten gehindert.

Er arbeitete in Schönbrunn, sein Laboratorium war im botanischen Garten (Brief vom März 1801). Ein Jahr vorher (28. April 1800) schreibt er: „Wir haben täglich Besuch von sehr geschickten, verständigen und ansehnlichen Männern, welche alle unsere Arbeit besehen und von denen wir Beifall erhalten. Den 17. April hatten wir auch die hohe Gnade gehabt, von fünf kaiserlichen Brüdern besucht zu werden, sie hielten sich ziemlich lange bei uns auf und wir erhielten auch sehr grossen Beifall. Sonst haben wir sehr viel zu tun und es bleibt uns wenig Zeit zum Spazieren gehen. Nicht so als wie in Florenz.“

Die Wertschätzung der Leistungen Johanns bestand nicht bloss in seiner Einbildung, sie beruhte nicht auf einer Selbsttäuschung. Das bezeugt eine Bemerkung, die seine Tochter Therese in einem Brief macht am 25. November 1848, den sie von Wien aus an ihren in Prag lebenden Bruder Anton richtet. Sie beschreibt darin die Schreckentage, die das von Windischgrätz und Jellatschitsch belagerte Wien vom 20. Oktober bis 2. November durchzumachen hatte. Bei dem Bombardement der Stadt war auch ein Trakt der Hofburg in Brand geraten, nämlich ein Teil der Hofbibliothek und des daran anstossenden Naturalienkabinetts. Therese bemerkt dazu: „Ob die Kunstwerke unseres guten seligen Vaters gelitten haben, die sich in dem Trakt befanden, konnte ich nicht ermitteln. Auf jeden Fall wären diese unersetzlich.“ Welcher Art diese „Kunstwerke“ im Naturalienkabinett waren, erfahren wir nicht. Doch auf jeden Fall erschienen sie würdig, in die kaiserliche Sammlung aufgenommen zu werden, und noch 1848 waren sie dort zu finden. Trotz des Ansehens, das die Werke des Hofbossierers gewannen, war die Bezahlung, die ihm zuteil wurde, nicht sehr ansehnlich: 600 Gulden im Jahr. Und in der Zeit seiner Werbung und Verehelichung vermochte er nicht einmal über diese Summe frei zu verfügen. Er hatte Schulden abzutragen, die er in Florenz gemacht. Ausserdem aber musste er, sobald er seine Arbeit in Wien aufnehmen wollte, seine Werkzeuge und Behelfe auf eigene Kosten anschaffen. Der Hof des Kaisers Franz hatte dafür nichts übrig.

„Als wir angestellt waren, verlangten wir bei seiner Majestät, dem Kaiser, Geld für alles Zugehör zum Werkzeug und sonstige nötige Einrichtung (er schreibt: „für alle zugehör zum Werkzeug und sonstigen

nädlichen einrichtung“) und wir erhielten nichts und mussten uns selbst auf unsere Unkosten alles herbeischaffen und 400 Gulden waren weg wie nichts.“ Wie sollte man da heiraten mit 600 Gulden im Jahr? Die Mutter Thereses besass nichts. Die Mutter Johanns war allerdings wohlhabend, doch scheinen auch bei ihr die Kinder zahlreicher gewesen zu sein als die Gelder. Da kam auf den einen nicht viel. Aussicht auf eine Aufbesserung des Gehalts bestand nicht. Staat und Hof steckten selbst in Schulden. Es war die Zeit des zweiten Koalitionskrieges der legitimistischen Monarchen Europas gegen das revolutionäre Frankreich, bei dem die Hauptlast Österreich zufiel, die Zeit der Schlacht bei Marengo.

Durch Warten war nichts zu gewinnen. In einem Brief vom 4. März 1801 setzt Johann seiner Therese auseinander, dass 600 Gulden jährlich freilich nicht viel seien für einen Künstler, besonders wenn die Frau sich als eine Künstlergemahlin zeigen will, aber ich denke, es wäre doch daraus zu kommen, da doch viele Kanzlisten („vülle Canselisten“) nicht mehr haben und doch nicht schlecht leben, wenn sie anders wirtschaften und nicht bei allen Unterhaltungen dabei sein wollen. Immerhin wurde es Mai, bis er um Thereses Hand anhielt. Er wollte eine stille Hochzeit, denn er habe zu viele Geschwister und Freunde, die alle zu bewirten ihm das Geld fehle. Er war auch nicht in der Lage, seine Braut aus Florenz zu holen. Mehr als das Reisegeld für sie vermochte er nicht aufzubringen. Viele Geld- und Passschwierigkeiten waren zu überwinden, auch eine vertrauenswürdige Reisegefährtin zu finden, ehe das in Italien aufgewachsene Mädchen die Reise nach dem Norden antreten konnte. Am 29. August 1801 kündigte Magdalena Högner ihrem Wiener Schwiegersohn die Abreise Thereses an und spricht die Hoffnung aus, die Tochter werde nach achtzehn Tagen in Wien glücklich eintreffen. Sie erteilt dem Paar ihren Segen und fügt hinzu, „die Frau Gräfin sende auch ihre Gratulation“. Deren Namen wird nicht genannt.

Die Ehe begann als echte Künstlerehe. Die Eheschliessenden waren sehr arm an Mitteln, aber reich an Beziehungen zu den höheren Schichten der Gesellschaft, die allerdings allem Anschein nach mehr Verpflichtungen als Vorteile mit sich brachten.

5. DER GROSSVATER JAICH

Nach der Verhehlung Johanns mit Therese versiegt die Quelle des Briefwechsels zwischen beiden. Wir erfahren nichts mehr über ihre weiteren Schicksale. Nur das wissen wir, dass Johann im Sommer 1802 Vater eines Mädchens wurde, das nach der Mutter den Namen Therese erhielt. Der 4. Juni 1804 brachte ihnen einen Knaben, dem

sie den Namen Peter Anton gaben. Er wurde mein Grossvater. Die weiteren Kinder waren alle Mädchen.

Im Jahr 1820 lebte Johann Jaich noch. In diesem Jahr heiratete seine älteste Tochter einen Beamten, Nigris, der als „Haushofmeister“ im Dienste des Fürsten Clary stand und es schliesslich bis zum Vermögensverwalter des Fürsten brachte. Die Sommermonate brachte Nigris meist im Gefolge des Fürsten in Teplitz zu. Von dort aus richtete 1820 die Neuvermählte mehrere Briefe an ihre Eltern, der eine vom 5. Juni war adressiert: A Monsieur Jean de Jaich, abzugeben auf der alten Wieden in der Gemeindegasse, dem Gemeindehaus gegenüber im ersten Stock zu Vienne. Dieses sonderbare Gemisch deutscher und französischer Brocken gehörte damals im österreichischen Postverkehr offenbar zum guten Ton. Dabei wurde die wienerische Höflichkeitsfloskel des „Herr von“ zu einer adeligen Titulatur. Dieser und ein weiterer Brief vom 16. August war an die Eltern gerichtet, die also beide noch lebten. Der nächste Jaischsche Brief, den wir besitzen, vom 4. Oktober 1824 rührt vom Sohn Anton her. Er war nur noch an seine Mutter gerichtet, die seit mehreren Jahren als Wittfrau mit zahlreichen Kindern, von denen nicht alle erwachsen, in Mödling von einer kleinen Pension lebte, sehr kümmerlich, ewig mit Schulden kämpfend. Der Vater Johann dürfte also bald nach 1820 verstorben sein. Die Briefe, die Anton von Wien aus an seine Mutter richtete, reichen bis zum März 1826. Da ist von schwerer Krankheit der Mutter die Rede. Ihr dürfte sie erlegen sein. Die nächsten Briefe Antons, die uns erhalten sind, stammen aus dem Jahr 1828. Sie sind an seine Schwester Nigris gerichtet. Von der Mutter wird nicht gesprochen. Sie dürfte 1826 gestorben sein. Seine weiteren Familienbriefe gehen nur noch an die älteste Schwester Therese Nigris und die 1806 geborene Minna. Diese behütete nun ihre jüngeren Schwestern. Therese Nigris preist einmal in einem Brief vom Dezember 1840 an ihren Bruder das „makellose Betragen unserer Schwestern, die sich von früher Jugend allein überlassen waren“.

Mit den jüngeren Schwestern stand Anton in keiner Korrespondenz, nicht mit Amalie, Kathi, Leopoldine. Die Kathi scheint schon 1828 gestorben zu sein, sie wird damals als schwer krank beklagt. Später ist von ihr nicht mehr die Rede. Sicher bezeugt ist es, dass die Schwester Amalie im November 1841 starb. Kurz vorher hatte Leopoldine ihrem Dasein als ein Fräulein Jaich in anderer Form ein Ende gesetzt durch ihre Vermählung mit dem reichen Mödlinger Seifensieder Kostka. Da blieb nur noch Minna übrig, die schon fast zehn Jahre mit einem Maler, Altmann, verlobt war. Es dauerte fast noch ein halb Dutzend Jahre, bis er in die Lage kam, sie heiraten zu können. Bestimmte Daten darüber besitze ich nicht. Soviel über den

weiblichen Teil der Familie. Mehr hat uns der einzige Mann in diesem Weiberstaat zu beschäftigen, Peter Anton Jaich. Leider wissen wir über seinen Bildungsgang gar nichts Bestimmtes mitzuteilen. Er wollte wohl in die Fusstapfen des Vaters treten. Sicher ist es, dass er sich auf Wachsbossiererei verstand und die Wiener Kunstakademie besuchte, um sich im Zeichnen und Malen zu vervollkommen. Daneben muss er auch eine höhere Schule besucht haben, und zwar mit Erfolg, sonst hätte er nicht mit zwanzig Jahren die Stelle als Erzieher des Sohnes eines reichen, vornehmen Hauses erhalten. Vielleicht hätte er gern die Universität bezogen, an wissenschaftlichem und namentlich philosophischem Interesse fehlte es ihm nicht. Aber der frühe Tod seines Vaters, den er wohl mit 17 Jahren verlor, und die Armut der Mutter hinderte ihn daran. Er musste bald trachten, Geld zu verdienen, seiner Mutter nicht zur Last zu fallen, eher sie zu unterstützen.

Er war 20 Jahre alt, als er das erreichte. Im Herbst 1824 vermochte er sich vom Mödlinger Haushalt der Mutter loszulösen, da es ihm gelungen war, eine Stellung bei dem reichen Hofrat Czerny als Erzieher seines damals neunjährigen Sohnes Ferry (ungarische Form für Franz) zu erhalten, was bei seinem Mangel an Protektion unmöglich gewesen wäre, wenn er nicht glänzende Zeugnisse über seinen Bildungsgang aufzuweisen gehabt hätte.

Die Briefe, die Anton von Wien aus von 1824 bis 1826 an seine Mutter in Mödling richtet, gewähren einen guten Einblick in das Leben und Treiben der damaligen Zeit.

Czerny war reich, wohnte prächtig in Wien und hatte vornehmsten Umgang. Er wurde 1824 Hofrat betitelt, muss aber vorher Armeeeoffizier gewesen sein. Anton berichtet am 9. Januar 1825, er sei mit dem alten Czerny und seinem Sohn in einer Ausstellung gewesen, wo die Schlacht von Aspern zu sehen war. Man hatte 5000 kleine Figuren aus Wachs aufgestellt. „Wir sahen hier alle merkwürdigen Generäle und Feldherren und der Czerny zeigte mir, wo er selbst in der Schlacht gestanden war“. Als gemeiner Soldat wird der Herr Hofrat dort nicht gestanden sein. Anton gibt einmal die Liste der Personen, die bei einem Gastmahl (Diner) im Hause Czerny versammelt waren. Er nennt: „Seine Exzellenz der General Baron von Stipschitz, seine Frau, die Baronin, Baron Stipschitz sein Sohn, Major mit Schnurrbart. Die Fräuleins Lotte, Johanna, Minna, drei schöne Blondinen, seine Töchter. Baron Schweiger, Kammerherr, ein junger blonder Mann, ohne Schnurrbart mit Backenbart. Herr Major von Zwick, ein sehr grosser junger Mann mit einem grossen schwarzen Schnurr- und Backenbart. Die Frau von Arbter, Landrechts (Landesgericht?) Präsidentin. Herr Rittmeister Haas, Adjutant des Generals, mit einem

grossen Schnurrbart. Herr Hofsekretär von Satorius ohne Schnurrbart. Die Grossmama. Der Herr von Czerny mit Schnurrbart. Die Frau von Czerny ohne Schnurrbart. Der Ferry ohne Schnurr- und Backenbart.“

Mit Ferry war auch sein Erzieher geladen. Über dessen Barttracht berichtet er nichts. Er nahm jedenfalls an, sie sei den Lesern des Briefes bekannt. Anton wurde als zur Gesellschaft gehörend behandelt, nicht als Lakai. Die anwesenden Herren waren überwiegend grosse oder vielmehr lange Männer, da kam jemand auf die Idee, sie zu messen. Da tat der junge Jaich mit. Er wurde als der viertgrösste befunden, als der kleinste der Czerny, „obwohl ein grosser Mann“.

Besonders glänzend war ein Festmahl im Hause Czerny, über das Anton Jaich am 1. Dezember 1824 berichtet. Da ihm der Prunk noch ganz neu war, beschreibt er ihn ausführlich. Zu dem Mahl war unter anderm geladen der Fürst Esterhazy und der Feldmarschall Bellegarde. Letzterer ein hoher Herr, allerdings auch ein recht alter, wenn es der Feldmarschall war, der von 1756 bis 1845 lebte. Fürst Esterhazy wieder war so reich und mächtig, dass ihm Napoleon 1809 die ungarische Krone antrug. Der Fürst lehnte sie ab. Sie wäre eine Dornenkrone geworden.

Mein Grossvater hatte das Vergnügen, neben einer liebenswürdigen Komtesse zu sitzen. Der Fürst brachte vier Bediente mit, die neben vier Bedienten des Hauses Czerny bei Tisch zu servieren hatten. Nicht weniger als sechzehn Gänge wurden aufgetragen und fünf Weinsorten, darunter Champagner, „welcher in Gläsern, die beinahe eine halbe Elle lang sind, aufgetragen wird.“

Dieses Wohlleben war nicht auf wenige Tage beschränkt. Immer wieder berichtet Anton seiner Mutter von Gastereien, Bällen und anderen Festlichkeiten im Winter, von Landpartien und Praterfahrten im Sommer. Man wundert sich, wann der Erzieher Zeit fand, mit seinem Zögling zu studieren. Er lebte in einer Atmosphäre, die ganz der gleich, in der ein Jahrzehnt vorher der Wiener Kongress das neue Europa herbeitanzte.

In krassem Gegensatz dazu stand die ewige Geldnot der Mödlinger Familie, die durch Antons und der Therese Beihilfe nur wenig gemildert wurde. Auch Bittschriften der armen Witwe des ehemaligen Hofangestellten an den Kaiser nützten nicht viel. Trotz alledem verzagt das Mödlinger Völkchen nicht. Mutter Therese gibt mit ihren bescheidenen Mitteln noch Tanzunterhaltungen und Schwester Minna glänzt auf Bällen. Das war die Zeit, in der die Bezeichnung der Wiener als „Phäaken“ aufkam.

So behaglich der junge, lebenslustige, gesunde Anton in dem Meer von Vergnügen herumplätscherte, auf die Dauer konnte dieses Dasein den strebsamen, idealistischen und wissensdurstigen Jüngling nicht

befriedigen. Es ist bezeichnend, dass ihn damals am meisten eine jüdische Familie interessierte, die er in Döbling kennenlernte, wo die Czernys den Sommer 1825 verbrachten. Er berichtet am 22. Mai 1825 aus Döbling, er habe „viele vergnügte Stunden zugebracht, allein nicht mit der Czernyschen Familie“, sondern mit einer anderen. „Diese Familie, von der ich spreche, sind Juden, sind aber, so wie (ich) grösstenteils unter dieser Nation gefunden habe, sehr gute, herzliche und liebenswürdige Menschen und ich bin mit ihnen schon so bekannt, als wenn wir uns schon zwanzig Jahre kennen würden“. Am 27. Juni schreibt er wieder von vergnügten Stunden, die er in der „schätzungswürdigen Familie zugebracht“. Und am 30. Juni berichtet er von einem Ausflug, den die jüdische Familie machte, an dem er nicht teilnehmen konnte, an seinen Zögling gefesselt. „Da beim Hoffmann (dem Juden) alle fort waren, so waren wir ganz allein und der Tag verging daher, wie gewöhnlich, sehr fad“. Die Czernys waren also sicher sehr reich, sehr vergnügungssüchtig, auch sehr gutmütig, denn in jenen Tagen des gefrorenen aristokratischen und offizierlichen Dünkels liessen sie den armen bürgerlichen Anton an allen ihren Veranstaltungen als Gleichberechtigten mittun. Aber sie erwiesen sich als „fad“, als geistlos und borniert. Dazu kam die stete Fesselung an den Zögling, die Anton beengte, wohl auch bei seinen künstlerischen Arbeiten hemmte. Seine anscheinend so glänzende Stellung, um die mancher ihn beneidete, fing an, ihn zu bedrücken.

Schon am 3. August 1825 schrieb er seiner Mutter: „Über das, dass ich zuweilen nicht aufgelegt bin, lustige Dinge zu schreiben, darf man sich gar nicht wundern und man wird über mein grosses Glück ganz andere Gedanken bekommen, wenn man an die Worte eines berühmten Schriftstellers denkt, welcher sagt: *„gebet dem Menschen alles, nur die Freiheit nicht und ihr habt ihm nichts gegeben“*.“ Anton selbst unterstreicht diesen Satz. Er lässt erkennen, welch glühendes Freiheitsverlangen ihn beseelte. Und er liess es nicht bei platonischer Sehnsucht bewenden. Schon anfangs März 1826 kündigte er bei Czernys seine Stelle. Man ging in aller Freundschaft auseinander. Anton hatte dem Hofrat auseinandergesetzt, es drohe ihm die Gefahr, dass er bei seiner „gemächlichen Lebensweise“ nie die Fähigkeit erlangen werde, sich auf eigenen Füßen erfolgreich zu behaupten.

„Vom 1. April werde ich meine frühere, aber wie ich zu Gott hoffe, nicht so armselige Lebensweise wieder anfangen“. Leider trog ihn diesmal und noch oft später sein Gottvertrauen. Zunächst allerdings waren seine Aussichten nicht ungünstig. Ferry fuhr fort, Zeichenunterricht bei ihm zu nehmen, auch eine andere Zeichenlektion war ihm zugesagt.

Sein Nachfolger bei Ferry war ein Dr. Becher, der später am Poly-

technikum Weltgeschichte lehrte, wie Therese Nigris am 22. August 1836 ihrem Bruder schrieb. Ihr Sohn Justus hörte bei ihm. Schon die Auswahl dieses Nachfolgers beweist, dass die Czernys hohe Anforderungen stellten, also Anton sehr gute Leistungen im höheren Schulwesen aufzuweisen hatte.

Bis 1830 blieb Anton Ferrys Lehrer. Zwischen beiden bestand grosse Anhänglichkeit. Noch am 10. Oktober 1835 schrieb Ferry, bereits angehender Lieutenant, zwanzig Jahre alt, seinem früheren Lehrer, der sich kurz vorher verlobt hatte: „Seien Sie überzeugt, dass mich Ihr Schreiben sehr erfreute, da ich daraus ersehe, dass Sie sich besser, wo nicht glücklicher befinden. Ich freue mich auf den Augenblick, wo Sie wieder in den Armen Ihres Ferry, so nennt man mich noch immer, ruhen können. Sie werden wohl den Knaben zum halben Mann entsprossen (sic) sehen und ich freue mich der Stunden, in denen wir wieder kosen und plaudern werden. Seien Sie überzeugt, dass eine baldige Antwort sehr erfreuen wird den, der sich mit unverminderter Liebe nennt Ihren wahren Freund Ferry“. Dieses herzliche Erinnern an den früheren Lehrer ist sicher eine seltene Ausnahme bei einem Schuljungen. Es ist ehrenvoll für beide. Die Lebensläufe der beiden gingen ganz auseinander, und doch sollten sie sich noch einmal treffen: Im Jahr 1871 in Linz, wo Anton Jaich als Dekorationsmaler des Landestheaters tätig war. Sein ehemaliger Zögling übersiedelte dorthin, um als Major im Ruhestand seine Pension zu verzehren. Anton schreibt seiner Tochter Minna mehrmals über ihn, unter anderm in einem Brief vom 6. August 1871, aus dem wir erfahren, dass Ferry fast ein halbes Jahrhundert nach Antons Lehrtätigkeit noch die alte Anhänglichkeit an den früheren Lehrer bewahrte und dass beide sich duzten. Eine seltene Vertraulichkeit in einer Zeit, in der die Kinder noch zu den Eltern „Sie“ sagten.

Nicht lange, nachdem Anton seine Stelle als Ferrys Erzieher gekündigt, wird die Mutter Therese gestorben sein. Die Pension, die sie vom Hof bezogen, hörte auf. Ihre unverheirateten, zum Teil noch kleinen Töchter in Mödling dürften in höchste Not geraten sein. Wiederholte Eingaben der Mädchen an den Kaiser um eine Gnadengabe bezeugen das. Vielleicht hätte Anton Hilfe bringen können, als er eine Stellung erhielt. Freilich war sie recht zweifelhafter Natur. Am 30. September 1828 schreibt er seiner Schwester Nigris: „Es ist wieder einer meiner Wünsche in Erfüllung gegangen und dadurch die Bahn zu einer erfreulichen Zukunft eröffnet. Durch die Protektion des Vizepräsidenten Stipsitz bin ich vom Hofkriegsrat förmlich als praktizierender Wachsbossierer im K.K. Josephinum aufgenommen. Ich weiss wohl, dass du auf Wachsbossiererei wenig Vertrauen setzest und dir also von diesem meinen Unternehmen wenig versprechen

wirst; allein ich verspreche mir um so mehr und ich glaube, ich werde mich nicht betrogen haben“.

Dieser Brief weckt in mir einige biographische Zweifel. Meine Tanten Jaichscher Seite und meine Mutter selbst hatten mir mit voller Bestimmtheit erzählt, dass ein Teil der in Wachs wiedergegebenen anatomischen Präparate des Josephinums von meinem Urgrossvater Johann Jaich stammen. Das Josephinum nannte man die vom Kaiser Joseph II. 1784 in Wien begründete medizinisch-chirurgische Akademie zur Heranbildung von Militärärzten. Sollte eine Verwechslung vorliegen und Anton das geleistet haben, was seinem Vater zugeschrieben wurde? Das erscheint mir sehr unwahrscheinlich. Die Angaben der Schwestern und der Tochter des Vaters lauten zu bestimmt. Unbestreitbar ist nur eines: der Sohn Anton versuchte die Laufbahn seines Vaters einzuschlagen. Doch misslang das bereits im ersten Anfang. Das Josephinum hatte einige Jahrzehnte lang sehr geblüht, war dann vernachlässigt worden, es verlor seine Bedeutung neben der medizinischen Fakultät der Wiener Universität, die im Beginn des 19. Jahrhunderts einen starken Aufschwung nahm. Und noch mehr als das Josephinum, das 1848 als entbehrlich vollständig geschlossen wurde, verfiel die Wachsbossiererei. Therese Nigris hatte ganz recht, wenn sie 1828 schon in die Wachsbossiererei „wenig Vertrauen“ setzte. Antons Optimismus erwies sich als völlig unbegründet. Von dem so jubelnd begrüßten Erfolg der gnädigen Protektion des Herrn Vizepräsidenten beim Hofkriegsrat – wohl bewirkt durch Czernys Fürsprache – ist in den weiteren Briefen Jaichs nicht mehr die Rede. Die Periode der Wachsbossiererei ist für die Familie Jaich abgeschlossen.

Bald danach eröffnete sich für Anton jedoch eine neue Laufbahn, die zur derjenigen seines Lebens wurde. Sie ging hervor aus jugendlichem Spiel, das damals, in der Zeit des Absolutismus sehr lebhaft betrieben wurde, als einzige Gelegenheit, die enthusiastischen Gemütern gegeben war, sich leidenschaftlich zu betätigen. Die besten Geister des deutschen Volkes wendeten sich von Lessing bis Goethe, der 1832 starb, der dramatischen Dichtung zu. Ein neues Theaterstück, ein neuer Schauspieler wurden in jeder grösseren Stadt zu Ereignissen, die die ganze Bevölkerung, namentlich aber ihren gebildeten Teil, auf tiefste bewegten. Nicht jeder hatte das Zeug, als Berufsschauspieler zu glänzen, aber jeden von Idealen beseelten jungen Menschen drängte es, Theater zu spielen, um von der Bühne herab in die Welt hinausrufen zu können, was in ihm nach Ausdruck rang. Seitdem es ein Theater und Berufsschauspieler gibt, gibt es auch Dilettanten. Shakespeare verhöhnte die Liebhabertheater seiner Zeit in seinem „Sommernachtstraum“, den er in die Zeit des Theseus

„Herzog von Athen“ verlegte. Vielleicht hatten die alten Griechen auch schon Dilettantenbühnen. Aber deren Zahl war vielleicht noch nie so gross, wie in den Ländern deutscher Zunge nach den Stürmen der Revolution und der Revolutionskriege, in der Zeit bleiernen Schweigens, das nachher den erregten Deutschen aufgezwungen worden war. Die einen wandten sich den Liebhabertheatern zu, um mit Schillerschem Pathos die Forderung der Gedankenfreiheit in die Welt hinauszudonnern, die anderen, um mit Nestroys ätzender Satire sich über den Zustand, in dem sie lebten, lustig zu machen, oder sich ohne alle tieferen Nebengedanken über das Elend der Welt hinwegzulachen oder -zuträumen.

Wie in so vielen anderen Orten Österreichs bildete sich auch in Mödling nach 1830 ein Liebhabertheater. Anton, der seinen Wohnsitz wieder in Mödling aufgeschlagen hatte, und seine Schwester Minna taten eifrig mit. Minna lernte dabei den Maler Altmann kennen, mit dem sie sich bald verlobte zu einem sehr langdauernden Brautstand, wie wir gesehen.

Über Antons Leistungen als Schauspieler sind uns Mitteilungen nicht bekannt. Sie werden nicht sehr grossartig gewesen sein, denn auf den Theatern, die ihn beschäftigten, bekam er die verschiedensten Rollen zu spielen, nie aber eine bedeutende. Indes braucht ein Theater nicht bloss Schauspieler, sondern auch Dekorationen. Zu deren Schaffung war unter den Mitgliedern der Mödlinger Bühne neben dem akademischen Maler Altmann der Akademiker, Zeichenlehrer und Wachsbossierer Jaich besonders befähigt. Die beiden machten sich daran, Theaterdekorationen zu malen. Für Altmann blieb das lose Spielerei neben der Staffeleimalerei, die er betrieb. Jaich dagegen gewann solches Interesse für die Arbeit, er wusste ihre eigenartige Technik bald zu meistern, dass die Theaterwelt auf ihn aufmerksam wurde. Eine Reihe kleiner Theater um Wien herum liess sich von ihm Dekorationen malen. Sie zahlten ganz schön dafür. Nicht mehr von der Wachsbossiererei, sondern von der Theatermalerei her winkte nun dem bis dahin so armen Jaich eine Quelle lohnenden Erwerbs. Von da an bis zu seinem Lebensende blieb er Theatermaler. Es war die Liebhaberbühne, die ihm den Weg dazu zeigte. Am 24. Juni 1842 schrieb er seinem Freund, dem Schauspieler Heinrich Strampfer – dem Vater des später sehr bekannt gewordenen Theaterdirektors Friedrich Strampfer. Heinrich selbst fiel im Oktober 1848 im Kampfe Wiens gegen Windischgrätz auf einer Barrikade. In dem Brief Jaichs lautet ein Satz: „Das Andenken an mein Haus-theater in Mödling kann ich wohl nicht leicht verwischen, da es mir manches Weh bereitet hat und mich zuletzt auf die Bahn warf, auf der ich jetzt mein Brot erringe“. Im Jahr 1833 war Jaich als Dekora-

tionsmaler schon so bekannt, dass er eine Anstellung als solcher bei dem Landestheater in Brünn erhielt, wo er drei Jahre lang verblieb. Er war dort unter dem Namen Kolmar tätig. Bald, nachdem er sich in Brünn sesshaft gemacht hatte, bereitete sich ein nicht minder wichtiger Abschnitt seines Lebens vor. Er glaubte nun, seine Zukunft sei so gesichert, dass er es wagen dürfte, eine Lebensgemeinschaft einzugehen.

6. ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM

Am 30. Dezember 1834 schrieb Minna Jaich von Mödling an ihren Bruder nach Brünn: „Was uns den Winter noch erträglich macht, ist, dass wir die Bekanntschaft der Familie Weiss machten. Ihr (der Witwe Weiss) Mann war Hofrichter in Heiligenkreuz. Nach seinem Tode zog sie nach Mödling. Sie lebt mit ihrer Familie sehr eingeschränkt von der ihr ausgeworfenen Pension, weshalb sie auch recht gut zu uns passt.“ Das ist alles, was uns an Mitteilungen über die Herkunft der Familie Weiss erhalten ist. Woher der Hofrichter kam, von dem nicht einmal der Taufnamen berichtet wird, woher seine Frau Eleonore, wissen wir nicht. Dem Familiennamen nach, der nicht immer gleich geschrieben wird, einmal mit s und einmal mit ss, stammte Herr Weiss aus einem deutschen Sprachgebiet. Vielleicht entsprach er vollständig den Anforderungen der „Blubopolitik“, war rein deutschen Stammes. Bei seiner Frau ist das weniger sicher. Sie hatte eine Schwester Marie und noch andere Verwandte in Prag.

Als Frau Eleonore Witwe wurde, hatte sie ihrem Gatten bereits zahlreiche Kinder geboren. Ich weiss nicht mehr ihre genaue Zahl. Ich glaube, es waren 16 oder sogar 18. Doch was für den „Kindersegen“ jener Zeit überhaupt galt, traf für den der Familie Weiss in besonders hohem Masse zu. Er war gleichbedeutend mit dem Fluch einer hohen Kindersterblichkeit. Nur wenige der Kinder erreichten das Alter der Reife, und auch von diesen erwiesen sich wenige als lebenskräftig. Ich habe von den Weiss'schen nur vier Mitglieder persönlich kennengelernt, die anderen waren bereits ins Grab gesunken. Von diesen vieren starben noch zwei vor ihrer Mutter. An dem Sarg standen nur noch zwei ihrer Kinder. So wenig lebensstüchtig diese sich erwiesen hatten, so lebenszäh war Mutter Eleonore. Sie wurde 95 Jahre alt. In unseren Tagen hätte sie gewiss einen Preis für ihre ausserordentliche Fruchtbarkeit bekommen. Und doch bezeugte das Endresultat nur, wie kurzsichtig und gedankenlos die Diktatoren von heute sind, die aufs eifrigste die sittliche Pflicht predigen, möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen, wie immer die Verhältnisse für die Nachkommenschaft liegen mögen. Sonderbarerweise zählen zu den eifrigsten

Predigern Zölibatäre sowohl der katholischen Kirche wie auch sehr weltliche Herren, die kein Eid, sondern eher unnatürliche Neigung von Ehe und Kinderzeugen fernhält. Wie viele Frauen durch Geburten, wie viele Männer durch Überarbeit und Sorge für eine zahlreiche Familie vorzeitig erschöpft, wie viele Kinder dieser erschöpften Menschen lebensunfähig geboren, wie vielen von ihnen durch eine Überzahl von Geschwistern die Lebensrationen zu Hungerrationen herabgesetzt werden, das alles kümmert die Geburtenfanatiker nicht. Zahlreiche Krüppel und Säрге machen ihnen nichts aus, wenn nur gleichzeitig recht viele Wiegen gezählt werden.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wusste man freilich noch recht wenig von Mitteln zur Empfängnisverhütung. Die Kinder wurden von Gott gesandt, solche Sendungen zu verhüten, hätte geheissen, Gott in den Arm zu fallen. Heute bietet die ärztliche Technik eine Fülle von Mitteln zur Empfängnisverhütung. Aber politisch und sozial sind wir über die Zeit von vor hundert Jahren nicht hinausgekommen, nicht in der Praxis, nicht im Denken weiter Kreise, sondern eher dahinter zurückgegangen.

Die Mädchen der Mödlinger Familien Jaich und Weiss schlossen sich im Winter 1834 eng aneinander an. Zu ihnen gesellte sich für einige Tage im Frühjahr der Bruder Anton, der einen Osterurlaub zur Reise von Brünn nach Mödling benutzte. Ehe er Brünn verlassen, hatte er Abschied für immer von einer jungen Schauspielerin Marie genommen, die vom Brünner Theater abging. Ein Jahr lang hatte er für sie geschwärmt und hatte sie ihm Hoffnungen gemacht, um ihm schliesslich zu sagen, sie könne ihm nicht angehören. Doch versicherte sie ihm zum Trost, er werde an der Hand eines braven Mädchens glücklich werden. Und in der Tat sollte er den verheissenen Trost bald finden und die beglückende Hand erlangen.

In Mödling lernte er die Weiss'schen Mädchen kennen. Er war für sie kein ganz Unbekannter. In mancher Winternacht, wenn sie mit den Jaich'schen Mädchen zusammensassen, hatte Minna einen Roman vorgelesen, den ihr Bruder verfasst hatte. Dieses Manuskript hat sich nicht erhalten. Ihrem Bericht darüber fügt Minna hinzu: „Alle deine Gedichte wurden schon mehrmals vorgelesen, nämlich die ich habe. Sie freuen sich so, dich kennenzulernen, dass sie mit Ungeduld Ostern erwarten“. Nun war Ostern gekommen und der gefühlvolle Dichter auch. Er enttäuschte die Weiss'schen Mädchen nicht. Aber auch ihm blieben sie nicht alle gleichgültig, obwohl ihm sein Urlaub nur wenige Tage Zeit gab, sie kennenzulernen. Wieder was es eine Marie, die sein Herz gewann. Als er nach Brünn zurückgekehrt war, wollte sie ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen und ebensowenig er ihr. Schon am 28. Mai gestand er seiner Schwester Minna seine heisse

Liebe in einem Brief, den Marie zu lesen bekam. Am 20. Juni schrieb er ihr selbst. Und am 3. Juli wendete Anton sich bereits an Mutter Eleonore und bat sie um die Hand ihrer Tochter. Von „ganzem Herzen“ erteilte ihm diese am 10. Juli ihren mütterlichen Segen. Das alles ging brieflich vor sich, Anton weilte ja in Brünn. Doch sah er sich bereits nach einer günstigeren Stellung um.

Der Komiker Scholz, der besonders in Nestroyschen Stücken glänzte, gastierte in Brünn, sah dort die Leistungen des Herrn „Kolmar“, und sie fanden so sehr seinen Beifall, dass er den Wiener Direktor Carl anregte, den Brünner Dekorateur aufzufordern, er möge an sein Theater in Wien übersiedeln, vgl. Brief vom September 1835. Der Zufall wollte, dass gleichzeitig auch Direktor Pellet aus Graz ein Angebot machte, das günstiger war. Anton Jaich – nicht mehr Kolmar – nahm dieses an im November. Doch erst zu Ostern 1836 lief sein Vertrag mit Brünn ab; da erst durfte Anton nach Graz übersiedeln. Und noch länger musste er warten, bis er heiraten konnte, was damals keine einfache Sache war. Eine Menge Hindernisse der weltlichen wie der kirchlichen Bürokratie waren zu überwinden, ehe die Eheschliessung gestattet wurde. Am 20. Juni 1836 schreibt ihm seine Marie, er solle nicht vergessen, zur Trauung von seinem Pfarrer ein Zeugnis mitzubringen, dass er in Religion geprüft sei. Endlich am 6. Juli 1836 konnte die Vermählung stattfinden. Das junge Paar reiste gleich nach Graz ab. Am 11. Juni 1837 kam schon das erste Kind zur Welt, ein Mädchen.

In der Taufe erhielt es die Namen Wilhelmine Eleonore Anna. Rasch folgte ihr ein zweites Mädchen, am 19. Juni 1838. Man nannte es Flora. Und im nächsten Jahr, 25. Dezember 1839 kam als Christbescherung ein drittes Kind, diesmal ein Knabe Viktor. Ein wahres Wunder, dass es bis 1841 dauerte, bis das vierte Kind kam, das dritte Mädchen, Mitte Juli. Es wurde auf den Namen Luise getauft. Doch damit war der Kindersegen nicht abgeschlossen. Im April 1843 gab es abermals ein Kind, den Knaben Julius. Ihm folgte, ich glaube 2 Jahre später, wieder ein Knabe, Oskar, dann 1846 ein Mädchen Marie. Und endlich im Revolutionsjahr, am 28. Juni 1848 kam der jüngste meiner Onkel zur Welt, der nach seinem Vater Anton genannt wurde.

Acht Kinder binnen 12 Jahren, das war zu viel für den zarten Organismus meiner Grossmutter, deren Gesundheit überdies durch stete Geldsorgen unterminiert wurde, die mit der Geburt jedes neuen Sprösslings zunahmen, trotz des unerschütterlichsten Vertrauens zu Gott, der nicht nur die Kinder sende, sondern auch die Mittel, sie zu ernähren. Sie hatte viel an Krankheiten zu leiden, die wieder die Geldsorgen erhöhten. Schliesslich zeigten sich alle Anzeichen von Tuberkulose, der sie 1859 erlag.

Merkwürdig nun, dass die Söhne alle in dieser Beziehung nach der Mutter schlugen. Zwei von ihnen, Julius und Oskar, starben noch als Kinder, die beiden anderen, Viktor und Toni, wuchsen wohl zu Männern heran, doch war Viktor schon von früher Jugend an schwächlich, skrofulös gewesen. 1871 starb er. Am ältesten unter den Söhnen wurde Toni, obwohl auch er tuberkulös war. Immerhin überlebte er seinen älteren Bruder um drei Jahrzehnte. Weit lebenskräftiger erwiesen sich die Mädchen, wenigstens die älteren. Die jüngste, Marie, wurde nur wenige Wochen alt. Von den drei älteren Schwestern dagegen beschritt¹ jede das siebzigste Lebensjahr. Meine Mutter wurde wohl ebenfalls von der Tuberkulose befallen, und zwar sehr früh, schon mit etwa 23 Jahren, doch erfreute sie sich einer so robusten Konstitution, namentlich war ihr Magen so kräftig, dass sie sich durch mehr als sieben Jahrzehnte nicht nur am Leben, sondern arbeitsfähig erhielt trotz immer wieder sich erneuernden Bluthustens, der zu wiederholten Malen so intensiv auftrat, dass die Ärzte sie aufgaben. Als ständige Todeskandidatin erreichte sie ein Alter von 75 Jahren. Es scheint, als habe sich die Lebenskraft des Vaters, der 71 Jahre alt wurde, auf seine Töchter, die Schwächlichkeit und Kränklichkeit der Mutter auf die Söhne vererbt. Nun ist es aber bemerkenswert, dass diese Art der Vererbung nicht für alle ererbten Merkmale der Nachkommen gilt. Grossvater und Grossmutter Jaich hatten beide schwarze Haare und dunkle Augen. Wie ihre Eltern beschaffen waren, weiss ich nicht. Dass ihre Kinder auch schwarzhaarig und dunkeläugig waren, ist nicht zu verwundern. Wohl aber, dass sich unter ihnen eine Ausnahme fand, die blonde und helläugige Luise. Und wieder anders gestaltete sich die Vererbung der geistigen Eigenschaften. Wir finden auf der einen Seite den künstlerisch hochbegabten, dabei von stetem Drang nach Erkenntnis beseelten Anton Jaich und auf der anderen Seite seine Frau Marie, die höchst liebenswürdig und pflichtgetreu dasteht, von der aber kein Zug von künstlerischem Streben und Wissensdrang berichtet wird.

Ihre Kinder teilten sich in dieser Beziehung in zwei Gruppen, die jedoch mit der Einteilung in Knaben und Mädchen nicht zusammenfielen. Künstlerisch hochbegabt zeigten sich Minna und Luise, sowie Viktor. Doch deren Begabung war nicht einheitlich. Luise und Minna hatten hohe Begabung für die Bühne. Viktor auch, doch leistete dieser vielleicht noch mehr als Zeichner und Maler, während sich die beiden Mädchen in dieser Beziehung als ganz unbegabt erwiesen. Flora und Toni wieder gerieten geistig der Mutter nach. Unter den künstlerisch Begabten wieder nahm Minna eine einzigartige Stellung

¹ So in der Abschrift; es soll wohl heissen „überschritt“. B. K.

ein. Sie allein erbt vom Vater den unersättlichen Wissensdurst, den Drang nach steter Höherbildung. Und sie allein erbt von ihm auch den Drang, allem, was sie bewegte, in eigenen Schöpfungen Ausdruck zu geben.

Man sieht, die Mendelschen Vererbungsgesetze, die so einfach bei Hühnern und Hülsenfrüchten erscheinen, gestalten sich sehr kompliziert bei Menschen, wenigstens beim Kulturmenschen mit seinen so weit getriebenen Rassenmischungen und seinen so differenzierten Lebensbedingungen. Man kann den Gang der Vererbung nach rückwärts mit einiger Sicherheit verfolgen, aber man ist nicht so weit, wird vielleicht nie so weit kommen, jedem Ehepaar bei seiner Hochzeit schon mit Bestimmtheit vorhersagen zu können, wie beschaffen seine Kinder sein werden. Die Gelehrten des Dritten Reichs wollen zwar in seinem Bereich nur echt deutsche Menschen züchten – ohne zu verraten, was sie sich unter diesem Wort vorstellen – und jede anders geartete Nachkommenschaft dort verhindern. Aber diese Wissenschaft des Dritten Reichs ist erst mit Hitler aufgekommen, reicht nur so weit wie seine Kommandogewalt über die Gelehrten, und mit Hitler wird diese neue Wissenschaft wieder verschwinden, ohne Spuren irgendeines Fortschritts zu hinterlassen.

Neben den vererbten Anlagen der Eltern wurden für die Gestaltung der Familienverhältnisse auch die ökonomischen Verhältnisse entscheidend, in die das Ehepaar Jaich geriet. Wir haben schon bemerkt, dass sie sehr armseliger Art waren. Auch sie waren ererbt, sowohl von dem Wachsbossierer Johann, wie von dem Heiligenkreuzer Hofrichter und ihren Witwen mit den dürftigen Pensionen. Wo immer Anton hinkam, sein Gehalt blieb stets klein, reichte kaum zur Befriedigung der unerlässlichsten Bedürfnisse, gestattete keine Ersparnisse. Das wirkte um so verheerender, als Antons Bleiben, wie das der meisten Theaterleute, nirgends ein dauerndes war. An den Theatern, an denen er wirkte, wechselten immer wieder die Direktoren und mit ihnen Schauspieler und Theatermaler. Das bedeutete nicht viel für Theaterleute ohne Kinder. Für Familienväter mit zahlreichen Familien wurde jeder Umzug zu einer Katastrophe. Der Anlass zu Schulden und Entbehrungen.

Die Übersiedlung des Junggesellen von Brünn nach Graz 1836 war natürlich ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Aber ganz anders gestalteten sich die Dinge, als Anton Jaich mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern 1839 von Graz nach Linz übersiedeln musste. Keine Eisenbahn führte dahin, die Strassen waren stellenweise miserabel und die Reise ging im Februar vor sich. Am 10. morgens wurde sie angetreten und erst am 14. mittags war das Ziel erreicht. Von da an blieb die Familie drei Jahre lang in Linz, im April 1842 hiess es

wieder wandern, diesmal mit vier Kindern. Doch ging es diesmal schneller und bequemer, zuerst mit dem Dampfschiff die Donau abwärts nach Wien, dann von dort über den Semmering mit einem Lohnkutscher binnen zwei Tagen nach Graz.

Doch dort behagte es Jaich gar nicht und gerne ergriff er eine Gelegenheit, die sich ihm 1844 bot, nach Prag an das „Königlich-Böhmische ständische Theater“ als Dekorationsmaler zu kommen. Das schien endlich eine Dauerstellung werden zu sollen. Er konnte in Prag tatsächlich bis Anfang 1862 bleiben. Mit Ausnahme der zwei schon im zartesten Alter verstorbenen sind alle Kinder dort herangewachsen, sie wurden ihrer geistigen Eigenart nach Prager. Zwei von ihnen sind aus Böhmen nur vorübergehend herausgekommen. Viktor nicht, der in Prag einen Erwerb fand, und ebenso Luise nicht, die 1860 einen tschechischen Apotheker heiratete. Auch Minna, meine Mutter, fand ihren Gatten in Prag, wovon noch mehr zu sagen sein wird. Die Grossmutter Marie ist dort gestorben, ebenso Viktor und schliesslich Luise.

Anton Jaich aber musste Prag wieder verlassen. Der Transport der Familie hatte sich gegen früher vereinfacht, nur ein Sohn Toni begleitete ihn. Flora, die versuchte, sich als Schauspielerin zu betätigen, folgte ihm bald. Leider befand sich das Wiener Theater in der Josefstadt, an dem Anton 1862 eine Stelle gefunden hatte, in sehr desolaten Verhältnissen, wurde bankrott. Daher hiess es 1866 wieder weiter wandern, diesmal nach Klagenfurt. Doch dort war es erst recht trübselig, im April 1867 finden wir ihn wieder woanders, in Linz. Noch war der jüngste Sohn Toni bei ihm. Doch auch der verliess ihn bald, um anderswo sein Brot zu suchen. Im November 1867 ging er schon nach Prag zu Viktor, um als Photograph, namentlich durch Retouchieren und Bemalen von Portraits, angeleitet von seinem Bruder, sein Brot zu verdienen. Flora trat an Stelle Tonis, doch nicht gleich. Erst 1868. Sie hatte als Schauspielerin keine Seide gesponnen, aber dann auch die verschiedensten anderen Verdienstmöglichkeiten ohne dauernden Erfolg versucht, so als Gesellschafterin bei einer alten Dame oder Kassiererin in einem Frauenbad (Pyrawarth). Eine Zeitlang war der arme Anton völlig allein — bereits 65 Jahre alt. Damals wohl dichtete er:

„Des Einsamen Klage und Trost“:

Keinen aus der fremden Menge
Kümmert des Verwaisten Sein,
Und im buntesten Gedränge
Steht er einsam und allein.